

# Metaphernanalyse: Krebs in der Öffentlichkeit

## - Zu der Problematik des sprachlichen Umgangs mit der Krankheit –

Loreen Hille

FB 10 Universität Bremen

### Abstract

Metaphern haben starken Einfluss auf das Fühlen, Denken und damit verbunden das Handeln. Weil der Gebrauch von Metaphern nicht immer bewusst geschieht, ist es umso wichtiger, sich mit der Wirkung ebendieser im Kontext von Krankheiten auseinanderzusetzen. Die folgende Metaphernanalyse wird sich mit dem Metapherngebrauch in Bezug auf Krebs befassen und aufzeigen, dass längst veraltete und falsche Annahmen über die genverändernde Krankheit auch noch im 21. Jahrhundert durch Metaphern transportiert werden. Sie verschreibt sich der Auffassung, dass sich neue medizinische Erkenntnisse auch und insbesondere in der Sprache der Gesellschaft widerspiegeln müssen – zugunsten der Betroffenen, aber auch zugunsten aller nicht Betroffenen.

### 1. Einleitung

Im Laufe der Jahrhunderte sah sich die Menschheit zahlreichen seuchenbildenden Infektionskrankheiten ausgesetzt. Die Pest, Pocken, Flecken- und Bauchtyphus als Haupttodesursachen legten die Messlatte der Sterblichkeit auf 25-30 Jahre – mit starken Fluktuationen nach oben und unten. Der Sterbeprozess war ein schneller, gestorben wurde, aus Angst vor Ansteckung, allein (Imhof 1994:11).

Heute im 21. Jahrhundert sind es nicht mehr die Infektionskrankheiten, die darüber entscheiden, wie alt Menschen werden; die Lebenserwartung ist doppelt, wenn nicht gar dreimal so hoch wie im Mittelalter. Aus dem *ars moriendi* wurde eine *ars vivendi*. Untrennbar mit diesem Wandel verbunden ist jedoch auch ein häufig schleichender, langsamer und oft mit chronischen und genetischen Krankheiten verbundener Sterbeprozess – der „Preis“ der *ars vivendi* (20ff.).

Auch wenn die vordergründigen Krankheitsbilder im 21. Jahrhundert andere sind und in der modernen Gesellschaft das Sterben zu einem institutionalisierten Prozess geworden ist – man betrachte nur Einrichtungen, die sich auf die Sterbebegleitung spezialisiert haben wie etwa Hospize, Altenheime und Palliativstationen (Klaschik 1994:40) – scheint die Lösung für das Problem der Isolation und des Allein-Sterbens im Falle tödlicher Krankheiten noch immer nicht ganz bzw. noch immer nicht optimal gelöst zu sein – wobei sich die Frage stellt, was bei einem so individualisierten Vorgang wie dem des Sterbens die beste Lösung ist. Dass immer noch allein gestorben wird, zeigt sich insbesondere mit Blick auf Menschen, die von

in großen Teilen nicht heilbaren Krankheiten wie Krebs befallen sind. Befallen? Oder erkrankt? Wer der Metaphern, die im Kontext dieser Krankheit ungefähr seit den 1880er Jahren verwendet werden (Sontag 1987:79), noch nicht überdrüssig ist, dem wird vermutlich auch nicht auffallen, dass es sich dabei um eine Metapher handelt – und genau darin besteht eine nicht zu unterschätzende Gefahr.

Hauptanliegen dieser Arbeit ist, durch eine Metaphernanalyse darzustellen, wie über Krebs in der Öffentlichkeit gesprochen wird. Da allen Krebsarten ein abnormales Wachstum von Krebszellen gemein ist (cf. Stamatiadis-Smidt et. al. 2006:2) und sich die Metaphern, die sich auf die Eigenschaften der Krankheit beziehen, sehr häufig allein auf das Wachstum beschränken, nimmt die Arbeit keine bestimmte Krebserkrankung in den Blick, sondern spricht allgemein von Krebs. Der These, der dabei nachgegangen wird, ist, dass die Verwendung der hier analysierten Metaphern zumindest problematisch, wenn nicht gar, um es metaphorisch auszudrücken, unheilschwanger ist, weil sie zum Teil verschiedene, in der Metaphernanalyse näher beschriebene, Aspekte suggerieren, die nicht der (medizinischen) Wahrheit entsprechen, also derealisierende Funktion haben (Schwarz-Friesel 2014:68). Für die Notwendigkeit, sich bezogen auf Krebs vom metaphorischen Denken zu lösen, appellierte insbesondere die amerikanische Schriftstellerin Susan Sontag in ihrem programmatischen Werk „Krankheit als Metapher“, in dem sie unter Zuhilfenahme zahlreicher literarischer Werke den historischen Werdegang der im Kontext Krebs gebrauchten Metaphorik in die Gesellschaft schilderte. Auch diese Arbeit soll, allerdings mit anderen Mitteln, wie noch dargestellt wird, als ein Appell verstanden werden, Krebs nicht mit Metaphern zu überfrachten und das Vokabular des öffentlichen Sprachgebrauchs innerhalb der Massenmedien entsprechend der neuen medizinischen Kenntnisse anzupassen.

### **Warum Metaphern für Krebs verwenden? Warum über diese Metaphern sprechen?**

In der Öffentlichkeit besteht die Tendenz, Dinge, die schwer verständlich sind, durch Metaphern greifbarer zu machen oder, wie es Gould sagen würde, etwas Großes im Kleinen abzubilden. Zu den Dingen, die wir nicht oder nur in Ansätzen verstehen, gehört auch Krebs, denn Krebs ist streng genommen ein Sammelbegriff für viele verschiedene Krankheiten, die ein ganzes Aufgebot an Gegenmaßnahmen fordern und deren Ursachen heterogen und unerklärbar sein können. Die daraus resultierende Unberechenbarkeit der Krankheit führte in den letzten Jahrhunderten zu Angst und das Nichtbegreifen ihrer Entstehung zu ihrer Mystifizierung (Sontag 1987:42). Konkreter führte sie zu der Annahme, dass Krebs etwas

ansteckendes sei (7), dass er geheim gehalten werden müsse (11), dass er an bestimmte Charaktertypen gebunden (47) und dass er gar Ausdruck des eigenen Wesens sei (55), worüber der Schritt zur vermeintlichen Selbstverschuldung des eigenen Krebsleidens nur ein kleiner war (57). Auch in modernen Gesellschaften, deren medizinische Grundprämisse ist, dass jede Krankheit heilbar sei, ist Krebs die Krankheit, vor der man sich fürchtet, unter anderem weil jährlich nach wie vor mehr als 7 Millionen Menschen weltweit an ihr sterben – Tendenz steigend (Mukherjee 2012:12). Auch die oben dargestellten Ängste und Annahmen über Krebs, die längst der Vergangenheit angehören und als Aberglaube abgetan werden müssten, sind teilweise, so Sontag, noch im 20. Jahrhundert in den Köpfen der Menschen unterbewusst verankert, was wiederum nicht selten für das eingangs aufgeworfene Allein-Sterben mitverantwortlich ist (Sontag 1987:47). Diese nicht zwangsläufig im Bewusstsein verankerten Annahmen und damit die Mystifizierung von Krebs sind sprachlich bedingt. Wie Lakoff und Johnson in ihrem Werk „Metaphors We Live By“ gezeigt haben, ist unser Denken und Handeln metaphorisch strukturiert und der Rückgriff auf bestimmte Konzepte unterbewusst:

Our ordinary conceptual system, in terms of which we both think and act, is fundamentally metaphorical in nature. [...] But our conceptual system is not something we are normally aware of. In most of the little things we do every day, we simply think and act more or less automatically along certain lines (Lakoff/Johnson 1980:3).

Krebs ist kein Mythos, was die Medizin mit immer neuen Forschungserkenntnissen beweist, wengleich er nach wie vor als „Feind mit vielen Gesichtern“ bezeichnet werden kann. Neue medizinische Erkenntnisse haben die in der Öffentlichkeit dominierende Sprache jedoch nicht maßgeblich verändert. Noch immer verharren wir in alten Metaphern, die den Krebs als einen kaum sichtbaren bis unsichtbaren und darüber unheimlichen und unbekanntem Feind stilisieren, den es nach allen Regeln der Kunst zu bekämpfen gilt. Dabei sind die vorgestellten Metaphern nicht immer auf den ersten Blick eindeutig, was an der Bedeutungsvielfalt bzw. ihrer Ambiguität liegt. Diese Arbeit wird an ausgewählten Metaphern-Beispielen zeigen, welche Konzeptbereiche sie erhellen und welche sie verdunkeln. Die hier behandelten Metaphern verstecken bestimmte Konzeptaspekte, die derealisierende oder illusorische Funktionen haben. Konzepte bestimmen, wie Lakoff und Johnson dargelegt haben, unser Denken, Fühlen und Handeln in beträchtlichem Maße; versteckte Konzeptbereiche gestalten also auch das Bild der Krebskrankheit und der

krebskranken Menschen – und sie beeinflussen, wie die Gesellschaft über sie denkt und wie sie auf sie reagieren. Genau aus dem Grund muss über diese Metaphern gesprochen werden.

### **Datenkorpus für die Metaphernanalyse**

Anders als Sontag ihre Forschung ausgerichtet hat, geht diese Arbeit nicht von im weitesten Sinne Belletristik aus, sondern von Zeitungsartikeln bzw. Online-Publikationen, weil diese durch ihre tägliche Aktualität sowie durch den Umstand, dass eine breite Masse auf sie zugreifen kann, besonders gut dafür geeignet sind, zu zeigen, wie heute über Krebs gesprochen wird. Ebenfalls wird im Unterschied zu Sontags Ausarbeitungen nicht ein historischer Abriss der Krebs-Metaphern-Entwicklung geleistet, denn mehr ein synchroner Abriss vorgeführt. Demzufolge werden die untersuchten Publikationen überwiegend aus den Jahren 2017 bis 2018 stammen, einige wenige auch aus den Jahren davor, um bei aller Aktualität gleichzeitig darzulegen, dass das metaphorische Sprechen über Krebs keine Erfindung der letzten zwei Jahre ist. Damit sichergestellt ist, dass es sich bei den Trägern der Veröffentlichungen um welche handelt, die möglichst viele Menschen erreichen, werden für die Untersuchung überwiegend umsatzstarke Wochenmagazine, Focus und Stern, sowie die Wochenzeitungen Die Zeit, Die Welt und Tageszeitungen wie Der Tagesspiegel herangezogen. Gleichzeitig soll aber auch gezeigt werden, dass nicht nur auflagenstarke Verlage sich einer bestimmten Sprache bedienen, weshalb ebenso weniger häufig gelesene Artikel, wie etwa welche der Rheinischen Post, der Schwäbischen Zeitung, des Deutschen Naturheilbundes eV und der von T-Online, vorgestellt werden. Weitgehend behandelt die Metaphernanalyse deutschsprachige Medien, jedoch wird ein hier vorgestelltes englischsprachiges Beispiel des CNN Erkenntnisse über die Tragweite von Metaphern über die Grenzen des deutschsprachigen Raumes hinaus geben.

### **Methodik der Analyse**

Diese Metaphernanalyse wird insgesamt 21 Metaphern nach Erscheinungsdatum der Publikation geordnet vorstellen. Um eine angemessene Strukturiertheit zu wahren, wird ein jeder Artikel zunächst unter Angabe des Veröffentlichungsdatums, des Magazins, der Zeitung bzw. des Internetauftritts, des Autors/der Autorin sowie seines Titels vorgestellt und die relevanten Textpassagen dargelegt. Für die Arbeit ausschlaggebende Metaphern werden aus diesen Textpassagen herausgestellt und ihre Beschreibungsparameter sowie ihr

Wirkungspotential überblickshaft schematisch vorgestellt. Sich wiederholende Metaphern werden nicht berücksichtigt, aber angemerkt, da mitunter die Quantität ihres Vorkommens Aufschluss über ihre Konventionalität zu geben vermag. Außerdem geht es dieser Analyse nicht um Vollständigkeit; es werden nur die für die Arbeit notwendigen Metaphern analysiert. Die herausgestellten Metaphern werden anschließend unter Berücksichtigung der davor aufgezeigten vereinfachten Darstellung einer Interpretation mit Blick auf das Thema dieser Arbeit unterzogen. Dabei werden hervorgehobene und gegebenenfalls verdeckte Konzeptbereiche sowie sich aus verschiedenen Konzeptaspekten ergebene Wirkungen (Skirl 2009:73ff.) der jeweiligen Metaphern transparent gemacht. Schließlich wird das Gesamtergebnis in Form eines Fazits präsentiert und kritisch gewürdigt.

## 2. Hauptteil: Metaphernanalyse

Am 11.10.2011 erschien in der ZEIT ein Artikel mit den Namen „Trauerarbeit: Der Tod der anderen“, verfasst von Alexandra Drescher. Unvermittelt werden eingangs zwei Familienschicksale geschildert; in beiden starb je eine Person an der genetischen Krankheit Krebs. Drescher bedient sich daraufhin der folgenden Allegorie:

(1) „[...]Der Tod bricht in ihre Familie ein und raubt den Angehörigen einen geliebten Menschen: die Mutter, den Vater, Geschwister, das Kind oder den Partner. [...]“

<b>Metapher:</b>	einbrechen	I
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Verbmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	DER TOD IST EIN EINBRECHER	
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; ruft Sorge und Angst hervor	
<b>Implikaturpotential:</b>	Vor Einbrechern muss man sich schützen	
<b>Persuasionspotential:</b>	Wirkt sich beängstigend auf die LeserInnen aus	
<b>Inferenzpotential:</b>	Willkür des Todes; kann jede/n ereilen	

<b>Metapher:</b>	rauben	II
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Verbmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	DER TOD IST EIN RÄUBER	
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; ruft Sorge und Angst hervor	
<b>Implikaturpotential:</b>	Die eigenen Wertsachen müssen (besser) geschützt werden	
<b>Persuasionspotential:</b>	Provoziert Verlustangst der LeserInnen	
<b>Inferenzpotential:</b>	Willkür des Todes; nimmt Menschen das Wertvollste	

Beide Verbmataphern sind konventionalisiert: „Der Einbruch des Todes, während sie schlief [...]“ oder „Er raubte ihm das Leben“ sind gängige Metaphern zur Darstellung des oftmals plötzlichen und unerwartet einsetzenden Todes. Sowohl die Metapher „einbrechen“ als auch „rauben“ wirken sich hinsichtlich ihres Inferenzpotentials ähnlich auf die LeserInnen aus: Sie rufen in erster Linie die Furcht hervor, dass sie ebenso die Opfer eines ungebetenen Gastes werden könnten. Auf den ersten Blick entsteht der Eindruck einer Unentrinnbarkeit, schließlich weiß in der Regel niemand, ob oder wann ihm ein räuberischer Einbruch bevorsteht. Die Metaphern dieser Allegorie und gleichsam Personifikation suggerieren jedoch auch ein im Kontext der Fragestellung bedeutsames, auf den ersten Blick aufgrund der besorgniserregenden Funktion der Metapher verborgenes Implikaturpotential, nämlich: Schützt man sich besser, kann der Räuber einem nichts anhaben. Unweigerlich mag das Bild eines Einfamilienhauses oder einer Wohnung entstehen mit dem dazugehörigen Gedanken, dass eine kostspieligere Alarmanlage ausreichen könnte, um sich vor Verbrechern in Sicherheit zu wähen. Mit den Metaphern wird also ein Bild aufgemacht, welches LeserInnen nahelegt, dass sie sich unter der Bewusstwerdung ihrer Eigenverantwortlichkeit sowie unter Ergreifung einfacher Maßnahmen dem Tod entziehen können. Diese Annahme ist falsch und der versteckte Konzeptbereich der Verbmataphern damit derealisierend. Diskutiert werden könnte außerdem über die Frage, welche Familien Opfer (und im übertragenen Sinne Beute) von räuberischen Einbrüchen werden und ob durch die Metaphern angedeutet werden soll, dass der „Exzess des Mittelstandes“ mitverantwortlich dafür ist, dass sie Betroffene einer Straftat werden. Darüber hinaus wäre dann die Frage zu stellen, ob der Tod durch Krebs als Strafe zu verstehen ist (Sontag 1987:52f.).

Die dritte Metapher stammt aus dem Artikel „The 40-year war on cancer“, veröffentlicht durch den Sender CNN am 23.12.2011 und verfasst von Otis Brawley. Brawley schreibt:

(2) “[...]On December 23, 1971, President Richard Nixon signed the National Cancer Act of 1971 into law. [...] The legislation never mentioned the word ‘war,’ but some considered it the country’s ‘declaration of war on cancer’.[...]”

<b>Metapher:</b>	war (engl. Krieg)
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBSHEILUNG IST KRIEG
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; weckt womöglich Angriffslust
<b>Implikaturpotential:</b>	Sich gegen die Krankheit mit starken Mitteln zur Wehr zu setzen
<b>Persuasionspotential:</b>	Wirkt sich motivierend, hoffnungsvoll bis angriffslustig
<b>Inferenzpotential:</b>	Krebs ist ein tödlicher Angreifer

Wie die später folgenden Ausführungen noch zeigen werden, ist „Krieg“ mit all seinen Ausprägungen eine konventionalisierte Metapher für das entschiedene Vorgehen gegen die Krebskrankheit. Der im Textausschnitt dargelegte Umstand, dass seitens der Politik nie zum Krieg gegen den Krebs aufgerufen wurde, sondern die Metapher vielmehr von der Gesellschaft konstituiert wurde, kann repräsentativ für die Verselbstständigung der Entstehung von Metaphern bzw. für das große Bedürfnis der Bevölkerung, etwas Komplexes in Worte fassen zu können (Skirl/Schwarz-Friesel 2013:1), verstanden werden. Aus ihr resultiert ein hohes Emotionspotential, denn wer in den Krieg ziehen kann, der hat nicht nur den Feind deutlich vor Augen, der ist auch nicht wehrlos. Die mit der Metapher mitschwingende Gewalt hat ein bedeutend höheres Emotionspotential, als es zum Beispiel „Schachzug gegen den Krebs“ oder „Wettkampf gegen den Krebs“ hat, bei denen sich eher Bilder des geduldig strategischen Beisammensitzens oder eines Wettlaufs einstellen möchten und die beide den mit der Heilung verbundenen Anstrengungen absolut nicht gerecht werden können.

Alarmierend ist das persuasive Inferenzpotential der Kriegserklärungsmetapher: Das motivierende Gefühl, der Krebs sei besiegbare. Ohne Frage schenkt diese Annahme Hoffnung und sie bewahrheitete sich zudem in einigen Fällen, jedoch wird durch die Metapher auch behauptet: Mit genügend (auch eigener) kriegerischer Anstrengung könne Krebs aus der Gesellschaft getilgt werden und würde nicht länger für Millionen Tote sorgen. Diese Interpretation ist tückisch, sind die Ursachen für Krebs doch so vielseitig wie die Behandlungsmöglichkeiten und sterben 30 Prozent aller Krebspatienten doch bereits innerhalb der ersten 5 Jahre nach der Diagnosestellung, wie das Deutsche Krebsforschungszentrum informiert. Außerdem wird die Aussicht auf Heilung durch die Metapher in Teilen in die Hände eigener Verantwortlichkeit gelegt, was nicht zwangsläufig der Wahrheit entspricht. Als derealisierend ist die Kriegsmetapher dennoch nicht zu betrachten, schließlich gibt es Menschen, die sich starker Medikamente und Behandlungen wie Chemo- und Strahlentherapie unterzogen und wieder gesund wurden. Allerdings ist die

Wahrscheinlichkeit einer Gesundung gering, die Verantwortung für eine Heilung durch die Metapher zum Teil den PatientInnen auferlegt und die Verwendung von “war“ für den Krebsheilungsprozess damit zumindest illusorisch sowie ihre Anwendung aus moralischer Sicht bedenklich.

Der dritte Artikel wurde am 16.07.2012 unter dem Titel „Krebs – 5000 Jahre Krieg gegen den Feind in uns“ in Die Welt veröffentlicht und von Claudia Ehrenstein verfasst. Sie schreibt:

(3) „[...]Der Onkologe Siddhartha Mukherjee hat eine aufschlussreiche und verstörende Biografie über den ‚König aller Krankheiten‘ geschrieben. [...] Krebs kann jeden treffen, zu jeder Zeit, zu allen Zeiten. Ein Feind, der sich anschleicht, langsam, leise, lauend. [...]“

<b>Metapher:</b>	König	I
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher (kontext.: Genitivmetapher)	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBS ALS KÖNIG	
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; (ängstliche) Ehrfurcht hervorrufend	
<b>Implikaturpotential:</b>	Respekt erweisen; Befehle sind auszuführen	
<b>Persuasionspotential:</b>	LeserInnen werden ehrfürchtig / respektvoll	
<b>Inferenzpotential:</b>	Krebs hat eine gewisse Macht und gewissen Einfluss	

Die Personifikation und Substantivmetapher „König“, eigentlich als Beschreibung einer Person, ist konventionalisiert, denkt man etwa an den Löwen als „König der Tiere“ oder Michael Jackson als den „King of Pop“. Die Metapher „König“ steht also in jedem Fall für ein herausragendes Objekt. Ferner steht der König für etwas, das aufgrund seiner außergewöhnlich hohen Eignung in jeweils seinem Territorium ganz oben angesiedelt ist, sei es in der Savanne oder im Musikbusiness. Könige in ihrem ursprünglichen Verständnis wurden und werden zumeist nicht aufgrund ihrer besonderen Eignung ernannt, ihre politische Macht ergibt sich aus der Erbfolge. Ein König besitzt Macht, die er auf andere Menschen zum Guten wie zum Schlechten ausüben kann, er hat die Befugnis, Befehle zu erteilen und lenkt damit das Leben der Menschen (cf. Hinrichs 1852:64). Im Kontext der Antike und des Mittelalters verbindet man Könige womöglich sogar mit den Entscheidungsträgern über Leben oder Tod, in jedem Fall jedoch, wie auch noch im 21. Jahrhundert, mit Respektpersonen. „König“ zu hören oder zu lesen ruft Gefühle der Ehrfurcht hervor; als Repräsentant bestimmter Monarchien, der mit herausragender Regierungsgewalt ausgestattet ist, birgt der Begriff ein hohes Emotionspotential. Bezieht sich Ehrenstein auf Mukherjees



berühmtes Buch „Der König aller Krankheiten“, verbinden LeserInnen mit der Krankheit Krebs demnach etwas, das über allen anderen Krankheiten steht und das über exzeptionell viel Macht in seinem Gebiet verfügt. Sie verknüpfen damit außerdem, dass es diese Macht ausübt und, aus neomodischer Sicht womöglich auch, dass es in dem, was es tut, in einem gewissen Sinne sehr effektiv ist. Die Metapher erlaubt diese Auslegung, denn sie zeigt damit, dass neben der Ehrfurcht noch ein weiteres Inferenzpotential mitschwingt: Die Angst vor dem Ausgeliefertsein; dem Körper als Instrument des Krebses, der aufgrund seiner rangniederen Stellung willenlos Befehle befolgen muss. Das zumindest entspricht dem hervorgehobenen Konzeptbereich der Metapher.

Ein König ist normalerweise auf Lebenszeit im Amt, was die emotionale Wirkung der Metapher noch einmal stärkt, denn ein Tumor verschwindet im Normalfall auch nicht von einem Tag auf den anderen und mit der Metapher „König“ besteht auch nicht die Aussicht auf eine spontane Wunderheilung. Aus der Vergangenheit wissen wir jedoch, dass Könige aus unterschiedlichen Gründen gestürzt und hingerichtet wurden – und zwar mit Waffengewalt. Das ist der Konzeptbereich, der durch die Metapher in den Hintergrund rückt. Diese Konnotation von „König“ kann für LeserInnen, die von Krebs betroffen sind, aber durchaus mitschwingen und sie schenkt nicht allein Hoffnung, sondern fordert sie letzten Endes ebenso zum Kämpfen auf, wie die bereits vorgestellte andere Kriegsmetapher „war“. KrebspatientInnen wird damit suggeriert, dass sie sich zwar etwas Übermächtigem gegenübersehen – was an sich schon nicht möglich ist, weil sich der Krebs in ihrem Körper befindet und nicht außerhalb –, dass das Übermächtige aber mit genügend Anstrengung nicht übermächtig bleiben muss. Den Krebs zu heilen wäre demnach eine Sache des Willens und der Anstrengung. Die Metapher transportiert im Grunde genommen in einem versteckten Konzeptbereich den Inhalt: Wer nicht kämpfen kann oder nicht kämpfen will, ist an den Folgen seiner Krebserkrankung selbst schuld. Sie ist damit der umgangssprachliche „Schlag ins Gesicht“ der KrebspatientInnen, weil sie zwei Aspekte unberücksichtigt lässt: 1) Dass Menschen unter anderem in ihren Gefühlen und Verhaltensweisen verschieden sind und 2) ihnen der Krebs, zum Beispiel aufgrund seines fortgeschrittenen Stadiums, manchmal gar keine andere Wahl lässt, als aufzugeben. Die Metaphern, die im Folgenden vorgestellt werden, fungieren nach ganz ähnlichen Schemata.

<b>Metapher:</b>	Feind	II
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBS ALS FEIND	
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; Bedrohung; womöglich Angriffslust steigernd	
<b>Implikaturpotential:</b>	Muss entschieden bekämpft werden	
<b>Persuasionspotential:</b>	Aggressivität / Angriffslust	
<b>Inferenzpotential:</b>	Krebs ist das Gegnerische.	

Die in Ehrensteins Artikel ebenfalls genannte Substantivmetapher (zugleich aber auch Personifikation) „Feind“ ist konventionalisiert. Als Feind wird in der Regel jemand bezeichnet, dessen Agieren den eigenen Vorstellungen und Interessen nicht entspricht, der, drastischer formuliert, sogar eine Bedrohung des eigenen Lebens darstellt, worüber die Metapher ein hohes Emotionspotential birgt. Der Feind gehört gemeinhin nicht in das eigene Territorium und tritt er dort doch auf oder stellt er gemeinhin eine Gefahr dar, so muss er bekämpft werden. Krebs als Feind zeigt demnach an, dass es sich bei der Krankheit um etwas handelt, das potentiell „bekämpft“ werden kann. Ähnlich wie bei der Substantivmetapher „König“ wird KrebspatientInnen zu verstehen gegeben, sie müssen nur genug Willen und Kraft aufbringen, um zu genesen. Eine Suggestion, die nicht stimmt und damit derealisierend wirkt, denn Krebs wird als genetische Krankheit angenommen, nicht als psychologische, und Gene sind nicht durch Willenskraft beeinflussbar.

<b>Metapher:</b>	anschleichen	III
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Verbmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBS ALS EIN HERANSCHLEICHENDER	
<b>Emotionspotential:</b>	mittel bis hoch; weckt Gefühle des Bedrohtseins von etwas nicht Sichtbarem	
<b>Implikaturpotential:</b>	achtsam sein, drohende Gefahr rechtzeitig erkennen	
<b>Persuasionspotential:</b>	Baut Spannung auf	
<b>Inferenzpotential:</b>	Krebs stellt sich unbemerkt ein.	

Die Substantivmetapher und Personifikation „Feind“ wird von Ehrenstein mit diversen Eigenschaften versehen. Es handele sich um einen Feind, der sich anschleicht. Die Personifikation, die sich über eine Verbmetapher ausdrückt (Skirl/Schwarz-Friesel 2013:26) ist bis zu einem gewissen Grad ebenfalls als konventionell einzustufen, wird der Tod doch immer dann als ein sich anschleichender bezeichnet, wenn er Menschen hinterrücks und unerwartet trifft: *„Aber dem Kämpfenden gleich verhasst wie dem Sieger ist euer grinsender*

*Tod, der heranschleicht wie ein Dieb*“ (Nietzsche). Der Feind, also der Krebs, wird hier als etwas stilisiert, das sich jemandem heimlich nähert - das Bedrohungsgefühl wird durch die augenscheinliche Hilflosigkeit des Opfers intensiviert. Das Anschleichen wiederum wird konkretisiert durch „langsam“, „leise“ und „lauernd“, die als Adjektivmetaphern behandelt werden könnten, aufgrund ihres ähnlichen Implikaturpotentials aber nicht separat analysiert werden. „An-schleichen“ zeigt an, dass sich etwas von außen nähert – anders als der Krebs, der sich im Inneren des Körpers bildet, wenngleich äußere Aspekte Einfluss auf die Entstehung und Entwicklung im Inneren haben können – und damit potentiell abwehrbar ist. Potentiell abwehrbar heißt, dass der Feind am Eindringen in das eigene Territorium, den Körper, gehindert werden kann, solange man nur die Augen offen hält und achtsam ist – das Anschleichen also bemerkt. Die Abwehr von Krebs wird damit erneut als Angelegenheit des Willens und der eigenen Fähigkeiten simplifiziert. Die Verbmetapher verführt dazu, ein moralisches Urteil über vermeintlich einfach nur unachtsame KrebspatientInnen zu fällen.

(4) *„Unerwünschte Invasion im Gehirn“*

heißt der Artikel, den Adelheid Müller-Lissner am 01.05.2016 in „Der Tagesspiegel“ publizierte.

<b>Metapher:</b>	Invasion
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert
<b>Konzeptkombination:</b>	METASTASENBILDUNG ALS INVASION
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; Gefühl, dass Gegner deutlich in der Überzahl sind; Gegenwehr auslösend
<b>Implikaturpotential:</b>	Massiv gegen die Invasion zur Wehr setzen
<b>Persuasionspotential:</b>	Besorgniserregend, erschreckend, zu Gegenmaßnahmen auffordernd
<b>Inferenzpotential:</b>	Krebszellen sind Gegner, die deutlich in der Überzahl sind

„Invasion“ als konventionalisierte Substantivmetapher steht für die Bildung von Metastasen. Besonders geläufig ist sie für die Metastasenbildung im Gehirn (cf. Berghoff 2017:219). Von einer konventionalisierten Metapher bzw. überhaupt von einer Metapher zu sprechen ist an dieser Stelle allerdings durchaus fragwürdig. Eine Invasion, unter der wir heute vermutlich am ehesten das Eindringen gegnerischer Armeen in ein bestimmtes Territorium verstehen, wenn uns nicht gar Science-Fiction-Filme dazu verleiten, an Alien-Invasionen zu denken, ist ein ursprünglich rein ökologisch wie pathologisch besetzter Begriff. Er entstammt der Medizin, kommt aus dem Lateinischen (lat. *invadere*) und meint „das Eindringen von

Zellverbänden in Nachbargewebe oder –organe“ (Falbe/Regitz 1997:1949). Obwohl die Definition genau das anzeigt, was im Körper von KrebspatientInnen passiert, wird „Invasion“ heute - vermutlich im Zuge eines sprachlichen Wandels, denn selbst der Duden bietet keine pathologische Bedeutung von „Invasion“ an - im gesellschaftlich-populärmedizinischen, aber auch im linguistischen Diskurs metaphorisch verstanden (cf. Fix 2014:49, cf. Bieler 2017:128). Im Folgenden soll er deshalb, also aufgrund seiner als wahrscheinlich angenommenen Bedeutungsverschiebung, als Metapher behandelt werden.

„Invasion“ hat ein hohes Emotionspotential und suggeriert, dass mit entschiedenen und aggressiven Maßnahmen reagiert werden muss. Gleich zahlreiche Maßnahmen zu ergreifen, ist jedoch bedenklich. Im Raum stehen etwa: Viele Behandlungsmöglichkeiten (Strahlen- und Chemotherapie, aber auch kostspielige Alternativmedizin) oder Nahrungsentzug, der sich als kontraproduktiv erweisen kann. Die Gefahr der Metapher besteht demnach in ihrem Implikaturpotential und kann zu fahrlässigen Handlungen animieren.

Am 25.01.2017 veröffentlichte T-Online einen Artikel – der Autor / die Autorin ist nicht angegeben – mit dem Titel

(5) *„Krebsforscher entdecken gefährliche Schläferzellen“*

Die Metapher steckt bereits in der Überschrift:

<b>Metapher:</b>	Schläferzellen
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher (Kompositionsmetapher)
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert
<b>Konzeptkombination:</b>	1. EINZELNE KREBSZELLEN ALS SCHLÄFER 2. EINZELNE KREBSZELLEN ALS TERRORISTEN
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; Angst vor etwas vermeintlich Harmlosen
<b>Implikaturpotential:</b>	nicht aufwecken, enttarnen
<b>Persuasionspotential:</b>	Bewirkt Angst vor etwas Unberechenbarem und Tödlichem
<b>Inferenzpotential:</b>	1. Bedrohlichkeit von etwas, das vermeintlich harmlos (da schlafend) ist   2. Etwas Verstecktes und Bedrohliches muss enttarnt werden

Die Kompositionsmetapher „Schläferzellen“ soll vorübergehend inaktive Krebszellen beschreiben, die unter nicht vorhersehbaren Bedingungen wieder aktiviert werden und denen sogar Chemotherapien nichts anhaben können (cf. Wedlich 2006:54,56). Unter anderem darüber, dass sich die bisher einzige halbwegs erfolgversprechende Behandlung als ineffektiv erweist, hat der Körper es mit Schläferzellen zu tun, weist die Metapher ein hohes

Emotionspotential auf. Dass die Aktivierung von Schläferzellen lebensgefährlich ist, wird ebenfalls über eine weitere Konzeptkombination von „Schläferzellen“ deutlich, nämlich der Verbindung zum Terrorismus. Als Schläfer werden auch Personen bezeichnet, die terroristische Akte mit planen und ausführen, sich bis dahin bedeckt halten und scheinbar integriert sind, die sich in anderen Worten genau wie die inaktiven Krebszellen zunächst nicht bemerkbar machen. Ein Spiegel-Artikel vom 26.08.2005 versieht die Metapher „Schläfer“ mit einer weiteren Metapher und bezeichnet sie als „Tickende Zeitbomben“, womit sie gleichzeitig den Titel des Artikels stellen. „Erst wenn das Signal ihres Anführers kommt“, so schreibt der Spiegel, „werden sie zu tödlichen Waffen.“ Die transportierte Botschaft beider Auslegungen – sowohl die Interpretation als schlafende, inaktive Zellen als auch als inaktive Terroristen – ist klar: Besser nicht wecken; besser nichts tun, was die Schläfer aktivieren könnte, denn dass etwas nur schläft, zeigt an, dass es auch geweckt werden kann – und zwar (nicht nur, aber auch) durch das eigene Handeln. Da sich Krebstumore im inneren des Körpers befinden, liegt der Schluss nahe, dass derjenige/diejenige, der/die das größte Potential hat, die Schläferzellen zu wecken, der Krebspatient bzw. die Krebspatientin selbst ist.

Fast überflüssig zu erwähnen, dass auch die Kriegsmetaphorik mit dieser Metapher ihren Platz im Diskurs über Krebs findet, gilt es Schläfer, also Terroristen, schließlich zu entdecken mit allen Mitteln unschädlich zu machen. Können Krebskranke nicht zum „Kampf gegen den Terrorismus“ antreten, sind die Folgen des Terrorismus selbstverschuldet – ein nicht zu unterschätzender Konzeptaspekt, den die Metapher „Schläferzellen“ nur implizit vermittelt. Die Metapher „Schläferzellen“ kann aufgrund der beiden vorgestellten Konzeptaspekte – KrebspatientInnen dürfen die Schläferzellen nicht wecken, sollen (aber) gleichzeitig gegen sie in den Krieg ziehen und wenn sie keine Kraft dafür haben, seien sie selbst schuld – als eine Anklage an KrebspatientInnen verstanden werden. Sie vermittelt, dass sich die Betroffenen nur hätten etwas ruhiger und ausgeglichener verhalten müssen und die Aktivierung von Schläferzellen wäre verhindert worden. Sie vermittelt aber auch, gemäß der zweiten vorgestellten Konzeptkombination, dass ein Kampf gegen sie unabdingbar sei – der Widerspruch ergibt sich von selbst.

Unter der Überschrift „Tumorpatient heilt sich mit Anti-Krebs-Diät – sein Fall bringt Mediziner zum Umdenken“ plakatierte der Focus am 14.07.2017 eine mögliche alternative Krebs-Behandlungsmethode zur Strahlentherapie. Der Verfasser / die Verfasserin ist nicht aufgeführt. In dem Artikel heißt es:

(6) „[...] Neun Jahre später kehrte der Krebs zurück. Insgesamt 26 Metastasen und auch den Mittellappen der rechten Lunge mussten die Ärzte in den folgenden zwei Jahren entfernen. Kaum war eine Operation überstanden, wucherten schon neue Krebsherde in beiden Lungenhälften. [...] Auch bei dem Piloten [Pilot = Patient, Anm. LH] waren die Aussichten eher düster aus [sic!]. Zumal der 56-Jährige zur Besorgnis seines Onkologen sowohl eine Chemo- wie auch eine Antikörpertherapie abgelehnt hatte. Doch bei der nächsten Untersuchung fanden die Ärzte – nichts. Keine einzige Metastase. Auch nicht bei der nächsten oder bei den übernächsten Kontrollen. Ein Wunder? Eine Spontanheilung? Weder noch, beteuert der Flugkapitän, der sich nach der Diagnose vorgenommen hatte, den Krebs mit aller Kraft auf anderem Weg zu bekämpfen. [...] Zunächst hatte Trochon auf Zucker und schnelle Kohlenhydrate – als Düngemittel für Krebszellen verdächtig – verzichtet. [...] Krebszellen lassen sich offenbar durch das Hungern austricksen. [...] Ein weiterer Effekt der fettreichen Low-Carb-Ernährung: Sie fördert den Muskelauf- und den Fettabbau. Für Krebspatienten bedeutet das: Sie entwickeln mehr Kraft. Für Krebszellen aber, die für ihr Wachstum mehr Glukose (Blutzucker) als gesunde Zellen brauchen, kann der Zuckerentzug bedeuten: Sie wachsen weniger schnell oder gar nicht mehr.[...]“

<b>Metapher:</b>	wuchern [topographisch]	I
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Verbmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	TUMOR ALS PFLANZE	
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; Sorge vor etwas Unaufhaltsamen	
<b>Implikaturpotential:</b>	Das Wuchernde muss eingedämmt / am Wuchern gehindert werden	
<b>Persuasionspotential:</b>	Bewirkt Sorge um potentielle Unaufhaltsamkeit	
<b>Inferenzpotential:</b>	Krebszellen breiten sich aus wie Unkraut	

Ein „wuchernder“ Tumor, statt ein wachsender, an Größe zunehmender oder ein Metastasen bildender Tumor, ist eine häufig verwendete und darüber konventionalisierte Metapher. „Wuchern“ im topographischen Sinne meint etwas, das übermäßig schnell wächst und damit den Platz von etwas anderem einzunehmen droht, wobei letzteres für ein hohes Emotionspotential maßgeblich ist. Das Implikaturpotential der Metapher besagt, dass das Wuchernde gehindert werden muss, da es sich sonst ungehindert weiter ausbreiten und eine bestimmte Fläche in Besitz nehmen kann. Das Wuchern eines Tumors im Körper eines Menschen besagt demnach, dass etwas getan werden muss, damit die Tumorzellen nicht die gesunden Zellen am Wachstum hindern, verdrängen und ersetzen.

Es ist jedoch der geographischen Topographie der Verbmetapher geschuldet, dass auch hier eine Aufenthaltsamkeit der Krankheit übertragen ist, schließlich können auch stark wuchernde Pflanzen durch radikale Maßnahmen eingedämmt und sogar ausgelöscht werden bzw. können andere Pflanzen unter bestimmten Bedingungen ihren Platz zurückgewinnen (cf. Hildebrand 1873:38ff). In diesem Fall würde es sich um keine Anklage an die Patienten handeln, denn radikale Mittel zur Krebsheilung befinden sich auf der Seite der MedizinerInnen und nicht auf Seite der PatientInnen. Allerdings legt der Artikel dar, dass der Tumor bereits seit Jahren im Körper des Patienten wucherte, worüber sich die Bedeutung der Metapher im Hinblick auf die Eigenverantwortlichkeit des Patienten verschiebt bzw. ein Konzeptaspekt, den die Metapher versteckt, zutage tritt: Bei dem Begriff „wuchern“ denken wir vermutlich unweigerlich an diverse Pflanzen, die nur schwer in den Griff zu bekommen sind, etwa wucherndes Unkraut im heimischen Garten – und wer seinen Garten vernachlässigt bzw. sich nicht sofort an die Bekämpfung des Unkrauts macht, ist für das weitere Wuchern selbst verantwortlich. Obwohl die Aktivität in dem obigen Textausschnitt von dem Tumor ausgeht und nicht der Patient als aktiver Part herausgestellt wird, zeigt der versteckte Konzeptbereich der Metapher, dass den PatientInnen die Schuld für das Wuchern indirekt aufgedreht wird – ein Wuchern im eigenen Garten bemerkt man. Unberücksichtigt bleibt bei dieser Verbmetapher, dass man nur dann etwas gegen das Unkraut ausrichten kann, wenn man um dessen Existenz weiß, es sehen und anfassen kann und noch nicht einmal gesetzt dem Fall, die PatientInnen wüssten um ihre Erkrankung, wäre gewährleistet, dass die Mittel zur Bekämpfung im Rahmen der (eigenen wie fremden) Möglichkeiten lägen. Den KrebspatientInnen wird durch die Metapher „wuchern“ damit zumindest eine Teilschuld auferlegt.

Im selben Artikel heißt es an anderer Stelle, der Patient habe sich vorgenommen, den Krebs „auf anderem Weg zu bekämpfen.“

<b>Metapher:</b>	(Krebs) bekämpfen	II
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Verbmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	HEILUNGSPROZESS ALS KAMPF	
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; Angriffslust weckend	
<b>Implikaturpotential:</b>	Vernichtung des Tumors durch Ergreifung energischer Maßnahmen	
<b>Persuasionspotential:</b>	Aggressivität / Angriffslust steigernd	
<b>Inferenzpotential:</b>	Die Krankheit kann auf mehrere Weisen geheilt werden.	

Mit der Verbmethapher „bekämpfen“ verhält es sich ähnlich wie mit der bereits analysierten Substantivmethapher „war“. Beide beinhalten die Implikatur, sich gegen die Krankheit zur Wehr zu setzen, sie nicht als Teil der Gesellschaft zu akzeptieren und sie mit Hilfe drastischer Maßnahmen aus der Welt zu schaffen. Etwas bekämpft zu haben, vermittelt den Sieg über jemanden oder etwas, wodurch die eindeutige Kampf-Metaphorik erneut in den Fokus des Geschehens rückt und die Heilung des Krebses zu einer „Do-it-yourself-Angelegenheit“ stilisiert wird. Zudem birgt die Metapher eine hohe Identifikationsbasis, denn HEILUNGSPROZESS ALS KAMPF knüpft im Falle der oftmals tödlichen Krankheit Krebs unmittelbar an die Lebens- und Gefühlswelt an, indem sie die körperlich wie psychisch sehr anstrengende Krebstherapie auf einen Feind projiziert, der um jeden Preis „bekämpft“ werden muss.

Die Wichtigkeit des Kontextes bei einer Metaphernanalyse zeigt sich hier jedoch auch, und zwar darin, dass die Heilung des Krebses mit Hilfe der Metapher „bekämpfen“ als eine Sache der Eigenverantwortung dargestellt wird: Wenn man nur lange genug nach Heilungsmöglichkeiten sucht, kann der Krebs durch etwas wie eine einfache Lebensstiländerung geheilt werden; es bräuchte noch nicht einmal ein aggressiveres Vorgehen wie eine Chemotherapie.

Die Verbmethapher an sich hat damit erneut gezeigt, dass es in der Verantwortung der Krebsbetroffenen liegt, ob sie geheilt werden oder nicht – sind sie stark genug, den Krebs zu bekämpfen, werden sie genesen, ansonsten nicht. Unter Berücksichtigung des Einbettungszusammenhangs hat die Verbmethapher außerdem den Inhalt transportiert, dass „bekämpfen“ auch ohne Waffen, wie es die Kriegsmetaphorik eigentlich nahelegt, funktionieren soll, nämlich durch eine Umstellung der Essgewohnheiten. Freilich vermag „ein Kampf ohne Waffen“ KrebspatientInnen Hoffnung zu schenken, womit die Verwendung der Metapher per se keine schlechte Sache ist, doch ist sie gleichermaßen gefährlich, denn ihr oben dargelegter in den Hintergrund gerückter Konzeptaspekt („bekämpfen“ würde man durch das eigenständige Suchen nach und Umsetzen einer Lösung) scheint eine sehr esoterisch wirkende Option, was den Schluss zulässt, dass es sich um eine derealisierende Metapher handelt.

Der sprachlich beförderte Hohn hört damit jedoch noch nicht auf und so heißt es an späterer Stelle im Artikel: „Krebszellen lassen sich offenbar durch das Hungern austricksen.“



<b>Metapher:</b>	(Krebszellen) austricksen	III
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Verbmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBSZELLEN ALS NARREN	
<b>Emotionspotential:</b>	mittel; schenkt gewissermaßen Hoffnung	
<b>Implikaturpotential:</b>	Krebszellen sollen durch Tricks am Wachstum gehindert werden	
<b>Persuasionspotential:</b>	LeserInnen wird suggeriert, dass Krebszellen „dumm“ seien	
<b>Inferenzpotential:</b>	Die Krankheit kann austrickst und so geheilt werden.	

In ihrem jeweiligen Kontext wird das Verb metaphorisch gebraucht, kann man doch nur Menschen, bestenfalls noch das eigene Haustier austricksen, nicht aber etwas wie Krebszellen und schon gar nicht die eigenen. Daraus ergibt sich der Ursprungsbereich „Krebszellen austricksen“ und der damit verbundene Zielbereich „sie an ihrem Wachstum bzw. ihrer Ausbreitung hindern.“ Die persuasive Inferenz: KrebspatientInnen müssen nur clever sein, um den Tumor daran zu hindern, sich in ihrem Körper auszubreiten. Es ist unnötig zu erwähnen, dass es für die Krebsheilung nicht von Belang ist, welchen Intelligenzquotienten die Krebskranken haben. Die Verbmetapher hat damit eine derealisierende Funktion.

In einem weiteren Artikel mit dem Titel „Wenn es ans Sterben geht, werde ich da sein“, verfasst von Mareice Kaiser und veröffentlicht am 13.01.2018 in Die Zeit, heißt es:

(7) „[...] *Irgendwann kam der Anruf, dass der Krebs gestreut hat und keine Chemotherapie mehr helfen kann. [...] Es war ein Sterben auf Raten.*“

Der Titel der Überschrift zeigt, wie bereits eingangs dargelegt, dass es keine Selbstverständlichkeit zu sein scheint, nicht allein zu sterben. An dieser Stelle soll es jedoch vielmehr um das „Sterben auf Raten“ gehen.

<b>Metapher:</b>	(Sterben auf) Raten
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher
<b>Innovativitätsgrad:</b>	kreativ
<b>Konzeptkombination:</b>	STERBEPROZESS ALS FINANZIERUNG
<b>Emotionspotential:</b>	mittel bis hoch; Angst vor langsamem und quälendem Sterbeprozess
<b>Implikaturpotential:</b>	Kauf muss rückgängig gemacht werden
<b>Persuasionspotential:</b>	Suggeriert Eigenverantwortlichkeit
<b>Inferenzpotential:</b>	LeserInnen wird suggeriert, dass Krebs käuflich sei

Zunächst soll gezeigt werden, welchen Bereich die Metapher „Sterben auf Raten“ in den Fokus der LeserInnen rückt, welchen Konzeptaspekt sie also hervorhebt. Dafür maßgeblich ist in erster Linie die persuasive Inferenz, die in der Substantivmetapher transportiert wird: Wer auf Raten stirbt, stirbt nicht etwa schnell, sondern langsam, quälend und Stück für Stück. Das besonders Makabere an dieser Metapher: Wer einen Ratenkauf tätigt, ist normalerweise erleichtert, wenn die Raten abbezahlt sind. Hier ist die Ratentilgung gleichbedeutend mit dem Tod, der für manche Krebspatienten zwar die ersehnte Erlösung nach langem „Kampf“ sein mag, für andere aber mit Angst und Schrecken verbunden ist.

Die Metapher beinhaltet aber auch weitere Konzeptbereiche und einer davon hat seine Ursprünge schon in dem Konzeptualisierungsmuster STERBEPROZESS ALS FINANZIERUNG. Wer einen Kauf auf Raten tätigt, hat sich in der Regel selbst dazu entschlossen und trägt damit auch die Konsequenzen dieses Kaufes. Die Metapher fungiert damit unterschwellig als moralisches Urteil über vermeintlich unersättliche Menschen, deren „Vergehen“ etwa in dem bereits aufgeführten exzesshaften Lebensstil des Mittelstandes liegen könnte und für die der „Preis“ ein langsamer Sterbeprozess ist. Dieser Auslegung würde insbesondere die Entstehung von Lungenkrebs rechtgeben, die zu großen Teilen durch äußere Einflüsse, nämlich das Rauchen, bedingt ist. Krebs ist jedoch nichts, das man beabsichtigt zu kaufen, wenn man beispielsweise Zigaretten kauft. Krebs ist auch nichts, das man kaufen würde, wenn man es könnte, weshalb die Substantivmetapher, was den versteckten Konzeptbereich angeht, derealisierend und im Großen und Ganzen betrachtet zumindest trügerisch ist.

Etwas mehr als drei Monate später, am 25.04.2018, erschien der Artikel „Revolution in der Bestrahlungstechnik“ von Jens Voss in der Rheinischen Post (RP), in dem es unter anderem um Folgendes geht:

- (8) „[...]Die Bestrahlungstechnik hat sich komplett geändert; zusammen mit modernen 3-D-Bildern vom Tumor können Ärzte heute Tumore mit nie gekannter Präzision beschossen werden [sic!] - gesundes Gewebe wird geschont. [...] Am Ende des Gesprächs staunt man über den technischen Fortschritt und das Ausmaß an Raffinesse, mit dem heute Ärzte den Feind jagen und töten – Krebszellen. Bestrahlung ist immer noch eine wesentliche Methode im Kampf gegen den Krebs. [...]“

<b>Metapher:</b>	(Tumore) beschießen	I
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Verbmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	STRAHLENTHERAPIE ALS KRIEGSMETHODE	
<b>Emotionspotential:</b>	mittel; Angriffslust und im Kontext Hoffnung weckend	
<b>Implikaturpotential:</b>	Tumore sollen durch aggressive Behandlung eliminiert werden	
<b>Persuasionspotential:</b>	Aggressivität / Angriffslust steigernd	
<b>Inferenzpotential:</b>	Krebszellen/Tumore können mit präzisen Mitteln geschwächt/unschädlich gemacht werden	

Die Bezeichnung des Beschießens für die Strahlenbehandlung eines Tumors ist stark konventionalisiert und die hervorgerufenen Emotionen darüber eher niedrig anzusiedeln. „Beschießen“, „schießen“ und „Schuss“ verbinden wir im 21. Jahrhundert vermutlich in erster Linie mit Pistolen, Gewehren oder noch größerem Kriegsgerät. Beschossen wird im obenstehenden Textausschnitt der „Feind“, also der Tumor und die bereits analysierten Metaphern haben zum Ausdruck gebracht, dass das Eliminieren des Gegnerischen als positiv empfunden wird, da der Feind seiner lexikalischen Bedeutung nach den eigenen Interessen zuwider läuft und lebensbedrohlich sein kann. An dieser Stelle soll jedoch noch ein anderer Blickwinkel auf „schießen“ geworfen werden.

Kriegsmetaphern wie „beschießen“, die großes Geschütz signalisieren, können mitverantwortlich dafür sein, dass sich PatientInnen in der Vergangenheit der maximalen Chemo- und Strahlentherapiedosis ausgesetzt sahen, statt mit der minimalsten, aber immer noch effektiven. Es muss nicht erwähnt werden, wie toxisch und damit lebensgefährlich für den Körper Chemo- und Strahlentherapien waren und sind. Hinzu kommt, dass es nicht selten ist, dass KrebspatientInnen sich gar keiner Strahlenbehandlung unterziehen möchten – *“Cancer therapy is like beating a dog with a stick to get rid of his fleas“* (Anna Deavere Smith) –, sie also metaphorisch gesprochen gar nicht „kriegsbereit“ sind und sich vielmehr als „Deserteure“ empfinden. Auch in moderner Zeit ist das Desertieren immer noch negativ konnotiert und mit Feigheit sowie mangelndem Pflichtbewusstsein behaftet, was der Duden durch die Synonyme des Begriffes zeigt: Überläufer, Überläuferin, Fahnenflüchtiger und Fahnenflüchtige. Ein nicht vordergründiger Konzeptaspekt der Metapher lässt den Schluss zu, dass wer sich dem Beschuss nicht stellt, ein Feigling ist – wer nicht kämpfen will, müsse die Folgen seiner Feigheit tragen.

Eine für diese Arbeit spezielle Metaphorik des RP-Artikels findet sich in der Verbmethapher „jagen“.

<b>Metapher:</b>	(den Feind) jagen	II
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Verbmethapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBSZELLEN ALS (FREI-)WILD	
<b>Emotionspotential:</b>	niedrig; Zuversicht weckend	
<b>Implikaturpotential:</b>	Den Feind fangen und töten	
<b>Persuasionspotential:</b>	Vorstellung, man könne den Krebs selbst jagen und töten	
<b>Inferenzpotential:</b>	Krebs kann ausfindig gemacht und mit relativ geringem Aufwand seiner lebenserhaltenden Energie beraubt werden	

Die Verbmethapher „jagen“ ist eine, die die KrebspatientInnen nicht beschuldigt. Auch aus dem Kontext – es seien die Ärzte, die „den Feind jagen und töten“ – ergibt sich keine direkte Anschuldigung. Dennoch birgt die konventionalisierte Metapher – Spiegel Online veröffentlichte 2005 den Artikel „Aids-Erreger jagt Krebszellen“ und die StZ 2015 „Auf der Jagd nach den Krebszellen“ – „jagen“ ein gewisses degradierendes Potential, denn die Jagd verbinden wir mit dem Verfolgen, Fangen und Töten von Wild, mit (etwa bei einer Verbrecherjagd) der von Menschen, aber nicht von mit bloßem Auge unsichtbaren (Krebs-)Zellen. Über die Metapher „jagen“ werden Krebszellen jedoch zu etwas Sicht- und Greifbarem geglättet – und freilich sind sie mit bestimmter medizinischer Ausrüstung auch zu sehen –, allerdings wird der Krebs damit gleichermaßen zu einer Krankheit simplifiziert, auf die man Jagd machen kann und die Jagd ist wiederum etwas, das mehr oder weniger einfach erlernbar ist. Die eigentlich unberechenbare Krankheit mit den „vielen Gesichtern“ schrumpft damit auf etwas, das relativ einfach aus der Welt zu tilgen ist und hat damit das Potential, die Krankheit zu trivialisieren – ebenso wie die betroffenen PatientInnen weniger ernst genommen werden könnten.

Eine weitere zentrale Metapher dieses Artikels ist der bereits häufiger angesprochene „Kampf gegen den Krebs“. Die Substantivmetapher soll hier jedoch nicht analysiert werden, läuft ihre Analyse doch auf dasselbe Ergebnis wie bei der dazugehörigen Verbmethapher „bekämpfen“ und der Substantivmetapher „war“ hinaus. Auffällig ist, dass dem Krebs in diesem Artikel insgesamt dreimal der „Kampf“ angesagt und er fünfmal zum „Feind“ erklärt wurde.

Der Focus veröffentlichte am 07.06.2018 ohne Angabe des Verfassers / der Verfasserin den Artikel „Bluttest erkennt 10 Tumorarten im Frühstadium“. Neben der im Kontext Krebs

gebräuchlichen topographischen Metaphorik, die sich in diesem Artikel durch „wuchern“ ausdrückt, befindet sich hier auch eine andere erkenntnisversprechende Metapher:

(9) „[...]Nun haben Forscher vom Krebsinstitut des Cleveland Clinic einen Bluttest entwickelt, der gleich zehn verschiedene Krebsarten entdecken kann, bevor die Krankheit sich durch Symptome bemerkbar macht. [...] Studienleiter Eric Klein spricht gar vom ‚Heiligen Gral der Krebsforschung‘.[...]“

<b>Metapher:</b>	Heilige Gral (der Krebsforschung)
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBSERFORSCHUNGSMETHODE ALS HEILIGER GRAL
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; starke Hoffnung auf ein Wundermittel weckend
<b>Implikaturpotential:</b>	Eine Heilungsmöglichkeit für die Krebserkrankung muss gefunden werden
<b>Persuasionspotential:</b>	LeserInnen horchen auf, machen sich Hoffnungen
<b>Inferenzpotential:</b>	Das Mysterium um die Krankheit Krebs sei gelöst; das Mittel dagegen gefunden

Bei dieser Substantivmetapher ist es sehr vielversprechend, die jeweiligen Konzeptbereiche zu untersuchen, die sich auf der Ebene des *Highlighting* und *Hiding* (Lakoff/Johnson: 1980:10) befinden, denn im Hinblick auf ihre Wirkung bewegen sie sich in gänzlich gegensätzliche Richtungen. Der Konzeptbereich, der versteckt wird, liegt nicht nur auf den ersten Blick im Verborgenen, er widerspricht dem hervorgehobenen Konzeptbereich sogar. Das wird im Folgenden veranschaulicht.

Wer an den Heiligen Gral denkt, verbindet ihn in erster Linie mit etwas sehr Wertvollem und Sagenumwobenem. So soll das Blut Jesu Christi durch den Heiligen Gral aufgefangen worden sein (cf. Lang 1862:108), worüber ihm die Bedeutung als etwas Wunderwirkendes, Leben Spendendes und Mythisches beigemessen wurde. Immer wieder im Laufe der Geschichte machten sich bekannte (und manchmal auch alles andere als rühmliche) Personen (cf. Vogler 2015) auf die Suche nach dem Heiligen Gral. Die schon durch ihre Anführungszeichen kenntlich gemachte Metapher in Verbindung mit der Krebskrankheit vermittelt also ein Bild, das zeigen soll: Wir haben das gefunden, wonach schon so viele Jahre lang gesucht wurde – etwas, das Heilung verspricht und Leben schenkt.

KrebspatientInnen wird durch diesen erhelltten Konzeptbereich der Metapher unglaublich viel Hoffnung geschenkt: Endlich ist Heilung „in Sicht“.<sup>1</sup>

Düster hingegen sieht es auf der Seite des versteckten Konzeptbereichs aus, denn es erfordert keine tiefgreifenden historischen Kenntnisse, um zu wissen, dass der Heilige Gral noch nie gefunden wurde und auch nicht gefunden werden kann, weil noch nicht einmal sicher ist, um was genau es sich bei ihm handelt; seine äußere Erscheinung ist nicht bekannt, was die Suche nach ihm unmöglich macht. Und all diese Umstände werden erschwert durch die Frage: Gibt es den Heiligen Gral überhaupt oder handelt es sich nur um einen Mythos? Menschen, die den Heiligen Gral mitsamt der mit ihm verbundenen Religion für nichts als Hokuspokus halten, wird darüber zu verstehen gegeben, dass es für Krebs niemals eine Heilung geben wird; dass Heilung ebenso ein Mythos ist wie der Heilige Gral selbst.

Eine weitere, aus emotionserregender Sicht untergeordnete Bedeutung, schwingt in dem verdeckten Konzeptbereich der Metapher außerdem mit: Die Übermacht des Krebses. Die genetische Krankheit wird durch das für sie benötigte Heilmittel, das es womöglich genauso wenig gibt wie den Heiligen Gral, dermaßen machtvoll dargestellt, dass es etwas so Legendäres, so ein großes Aufgebot wie den Heiligen Gral bedürfte, um sie zu heilen. Auch der Kontext des Artikels kann diese Wirkung nicht maßgeblich umkehren, haben doch schon viele Personen und Länder behauptet, den Heiligen Gral gefunden zu haben – und nie hat sich diese Annahme bewahrheitet. Die Hoffnung, die Krebskranken durch den vordergründigen Bereich der Metapher geschenkt wird, löst sich unter Berücksichtigung des verdeckten Konzeptbereichs in Luft auf, relativiert ihn wieder bzw. hat das Potential dazu, die durch den vordergründigen Konzeptbereich der Metapher hervorgerufenen Gefühle der PatientInnen ins Gegenteil zu verkehren - ihnen die Hoffnung zu „rauben“. Sie ist damit eine schlecht gewählte Metapher. Relativierend muss jedoch auch eingeräumt werden, dass die Perspektivierung eine positive Auslegung hergibt und keine negative, was vor allem dem Kontext, in dem sie eingebettet ist, geschuldet ist. Nur wenn sie allein und für sich stünde, wäre eine rein negative Auslegung möglich.

Am 15.06.2018 veröffentlichte der Stern den Artikel „Herzzerreißend: Die vierjährige Addy stirbt, ihr Bruder lässt sie dabei nicht allein“ von Susanne Baller. Auch hier lässt sich bereits aus der Überschrift schließen, dass das Nicht-Allein-Sein während des Sterbeprozesses nicht selbstverständlich ist und dass Menschen, insbesondere sehr junge bis junge Menschen, von

---

<sup>1</sup> Anmerkung: Auch im englischsprachigen Artikel spricht der Autor vom “Holy grail“. Vgl. <https://www.medicaldevice-network.com/news/us-researchers-unveil-holy-grail-blood-test-cancer/> (Zugriff am 29.11.2018)

Sterbeprozessen eher ferngehalten als hinzugezogen werden (Rönsch 1994:3ff.). Wie in den anderen schon vorgestellten Artikeln finden sich in dem Stern-Beitrag auch Kampfmetaphern und so heißt es beispielsweise an einer Stelle: „[...]sie hatte 19 Monate gekämpft[...]“ und an einer anderen wird die Welt wie in einer Nachkriegsszenerie als „zerbrochen“ vorgestellt. Viel interessanter ist in diesem Artikel jedoch eine andere Metapher:

(10) „Addys Symptome sind in den vergangenen anderthalb Tagen rasant fortgeschritten.“

<b>Metapher:</b>	(Symptome, die rasant) fortschreiten
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Verbmetapher
<b>Innovativitätsgrad:</b>	lexikalisiert
<b>Konzeptkombination:</b>	SYMPTOME ALS LEBEWESSEN
<b>Emotionspotential:</b>	niedrig bis mittel; Angst schürend
<b>Implikaturpotential:</b>	Im Kontext Krankheit: Fortschritt muss aufgehalten werden
<b>Persuasionspotential:</b>	LeserInnen werden besorgt
<b>Inferenzpotential:</b>	Krebszellen breiten sich sehr schnell aus/vermehrten sich

Die Metapher der fortgeschrittenen Symptomatik ist besonders in medizinischen Kontexten konventionell gebräuchlich und das Emotionspotential darüber als niedrig bis mittel einzustufen. Statt zu sagen, dass die Symptome in immer kürzeren Abständen immer häufiger auftreten, greift man auf das rasante Fortschreiten der Krankheitssymptome zurück. „Rasant fortgeschrittene Symptome“ impliziert, dass dieser Fortschritt aufgehalten werden muss. Etwas, das jedoch lediglich schreitet, auch wenn es schnell schreitet, kann potentiell auf vielen Wegen aufgehalten werden, unter anderem, weil es ein gut sichtbares und nur wenig unberechenbares Ziel abgibt – es sind Menschen und manchmal auch Tiere, die schreiten. Krankheitssymptome können nicht schreiten und sie geben auch kein gut sichtbares, halbwegs berechenbares Ziel ab. Insbesondere Krebs Symptome sind absolut unberechenbar; bei ihnen gibt es nicht, wie bei einer Erkältung, eine mehr oder weniger bestimmte Symptom-Reihenfolge, die die PatientInnen durchmachen müssen bis sie schlussendlich wieder geheilt sind. Die Metaphorik von fortgeschrittenen Krebs Symptomen ist daher trügerisch, denn sie suggeriert, dass die Symptome eingedämmt und aufgehalten werden können.

In der Rheinischen Post veröffentlichte Jens Voss am 23.07.2018 den Artikel „Krieg der Moleküle“. Der Titel verheißt bereits die Kriegsmetaphorik, die sich durch den gesamten, hier nur ausschnitthaft dargestellten Bericht zieht:

(11) „[...]Die Leistungsfähigkeit moderner medizinisch-biologischer Analytik ist enorm. Die Strategie im Krieg des Menschen gegen den Krebs hat sich verschoben: Die Aufklärungsarbeit wird immer wichtiger, immer raffinierter, denn nur so kann man auch die Waffen gegen Krebszellen immer feiner ausrichten. [...] Eine Krebszelle sieht sich heute einer Legion von Experten gegenüber. [...] Zu den faszinierenden, immer wichtiger werdenden Methoden im Kampf gegen den Krebs gehört es, die Zelle von außen und innen mit zielgerichteten Medikamenten, zum Beispiel Antikörpern, anzugreifen.[...]“

Um den Krebs zu heilen sei ein „Krieg“ und ein „Kampf“ erforderlich; auf die Krebszellen, die sich einer „Legion“ von Experten gegenübersehen, müsse man „Waffen ausrichten“ und der „Angriff“ auf die Krebszellen bedürfte einer „Strategie“. Bei so viel Kriegsmetaphorik mag es nicht weiter verwundern, dass sich die KrebspatientInnen früher oder später selbst als müde Kompanieführer eines nie enden wollenden Stellungskrieges verstehen.

<b>Metapher:</b>	Strategie	I
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	stark lexikalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBSHEILUNGSVORGEHEN ALS SCHLACHTPLAN	
<b>Emotionspotential:</b>	niedrig; zu konventionalisiert, um den Wunsch zu hegen, einen Plan ins Auge zu fassen	
<b>Implikaturpotential:</b>	Strategie befolgen	
<b>Persuasionspotential:</b>	LeserInnen horchen ob möglichem Fortschritt in der Krebsforschung auf	
<b>Inferenzpotential:</b>	Es gibt einen Plan, wie der Krebs zielführend entfernt werden kann	

Die konventionalisierte Substantivmetapher „Strategie“ für ein zielführendes, schrittweises Vorgehen gegen den Krebs ist im Bereich der Kriegsmetaphorik zu verordnen, was sich bereits aus ihrem Kontext „Strategie im Krieg des Menschen gegen den Krebs“ ergibt. Strategie als Metapher suggeriert an sich, dass es einen bestimmten (den richtigen) Schlachtplan bräuchte, um den Krebs „in die Knie zu zwingen“, was so nicht der Wahrheit entspricht.

Natürlich darf auch hier der Kontext nicht unberücksichtigt bleiben und so soll sich die „Strategie“ verschieben und der Fokus auf Aufklärungsarbeit gerichtet werden, was die Metapher an Emotionspotential einbüßen lässt, weil sie aus dem Kriegsgeschehen herausrückt. Nichtsdestotrotz bleibt die Kriegsmetapher mit ihrer lexikalisierten Bedeutung vermeidbar. Weshalb sie zu vermeiden ist, wurde bereits eingehend gezeigt.



Eine weitere Metapher des Artikels stellt die in dieser Arbeit schon zur Sprache gekommene „Waffe (gegen den Krebs)“ dar.

<b>Metapher:</b>	Waffen	II
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	MEDZIN(ISCHE MASSNAHMEN) ALS WAFFE(N)	
<b>Emotionspotential:</b>	niedrig bis mittel; zu konventionalisiert, um starke Angriffslust zu wecken	
<b>Implikaturpotential:</b>	Waffen müssen zur Verteidigung eingesetzt werden	
<b>Persuasionspotential:</b>	Aggression / Angriffslust steigernd, aber auch: Es gibt (!) Waffen gegen den Krebs	
<b>Inferenzpotential:</b>	Es gibt aggressive Mittel, um den Krebs zu beseitigen	

Als Waffen werden Geräte, Vorrichtungen bzw. Instrumente bezeichnet, die als Mittel zum Angriff auf einen Gegner dienlich und vor allem wirkungsvoll sein sollen. Sie sollen den Gegner verletzen, ihn handlungsunfähig machen oder sogar töten. Ähnlich verhält es sich mit den Waffen gegen Krebs. Auch sie sollen ihren Gegner, den Tumor, handlungsunfähig machen, am besten, indem sie ihn „töten“. Genau wie bei der Verbmetapher „beschießen“ ist jedoch die Frage zu stellen, was es bedeutet, wenn sich die PatientInnen keiner Waffen bedienen und keine Waffen auf sich – denn der Tumor befindet sich ja in ihrem Inneren – gerichtet sehen möchten? Wenn sie, in anderen Worten, zu geschwächt sind, um noch auf einem Schlachtfeld aktiv sein zu können, auch wenn die Kriegs-„waffen“ paradoxerweise Heilung versprechen? Die Heilungschancen bei einer Krebserkrankung sind nach wie vor gering, was auch KrebspatientInnen wissen, wenngleich es ihnen nicht immer gesagt wurde (Sontag 1987:10). Demzufolge ist es auch nicht selten, dass Krebskranke sich gegen die Nutzung von „Waffen“ entscheiden, auch wenn nicht vordergründig sie selbst es sind (man denke an Trochons Anti-Krebs-Diät), die Gebrauch von den „Waffen“ machen. Bliebe nur noch die Frage zu stellen, ob LeserInnen einer solchen Metapher Mitgefühl für die offensichtlich geschwächten KrebspatientInnen aufbringen oder ob die Kriegsmetapher unterschwellig mitteilt, dass der Krebs etwas ist, gegen das unter allen Umständen und egal wie geschwächt die Betroffenen sind, mit allen zur Verfügung stehenden „Waffen“ „gekämpft“ werden muss. Ersteres wäre angebracht. Letzteres würde Krebskranke, entschlossen sie sich, den Kampf nicht anzutreten, in einem Licht mangelnden Willens dastehen lassen. Die Metapher kann potentiell beide Gefühle hervorrufen.

In einem weiteren Schritt erklärt Voss, dass sich eine Krebszelle heute „einer Legion von Experten gegenüber“ sehe.

<b>Metapher:</b>	Legion	III
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher	
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert	
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBSFORSCHER/INNEN ALS LEGIONÄRE	
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; weckt Angriffslust	
<b>Implikaturpotential:</b>	Nicht versuchen, etwas gegen eine Legion auszurichten	
<b>Persuasionspotential:</b>	Überschwänglichkeit: Es gibt mehr Ideen, Krebs zu heilen, als es Krebszellen gibt	
<b>Inferenzpotential:</b>	Ärzte und Ärztinnen sind dazu bereit, gemeinsam und aggressiv den Krebs zu beseitigen	

Zunächst einmal muss der Genauigkeit halber festgehalten werden, dass mit „Legion“ nicht der Krebs beschrieben wird, sondern die MedizinerInnen, die in der Krebsforschung tätig sind. Anders als bisher in dieser Arbeit geht es also nicht um den Krebs mit all seinen Ausprägungen, sondern um die Seite, die sich der Krebsheilung verschrieben hat, weshalb es sich um einen anderen Zielbereich handelt als bisher. Es geht also um einen Bereich, der eng mit der Krankheit verbunden ist. Die Metapher „Legion“ steht im Hinblick auf den Kontext jedoch in unmittelbarer sprachlicher Verbindung zu der Krankheit und muss, wenn diese Arbeit herausstellen soll, wie über Krebs gesprochen wird, berücksichtigt werden.

Eine Legion bezeichnet eine Heereseinheit bzw. eine Truppe aus Soldaten, das heißt, eine Legion besteht immer aus mehr als nur einer (in der Regel bewaffneten) Person. Aufgrund der vorangegangenen Beschreibung entsteht durch die Substantivmetapher ein Bild zahlreicher Soldaten, die ihre Waffen bereits auf ihr Ziel – die personifizierte Krebszelle – feinjustiert haben. Dieser großen Menge Soldaten gegenüber sieht sich, dem RP-Artikel zur Folge, eine einzige Krebszelle. Unschwer zu sagen, wer bei dieser Vorstellung den Krieg wohl gewinnt. Es handelt sich damit bei dieser Metapher erneut um eine, die zwar Hoffnung zu schenken vermag, nichtsdestotrotz aber auch ein Stück weit illusorisch ist, denn zum einen gibt es weltweit mehr Krebszellen als OnkologInnen – insoweit ist die Metapher sogar derealisierend. Zum anderen bildet das durch die Metapher entstandene Bild aber auch eine Verzerrung der Wirklichkeit ab. Der medizinische Stand der Dinge fordert zu der Annahme heraus, dass sich noch so viele Legionen mit einer einzigen Krebszelle anlegen könnten und sie würden den Kampf dennoch verlieren. Der letztere Schluss ergäbe sich zudem auch ohne weitreichende medizinische Fachkenntnisse, denn würde die verbildlichte Kriegsszenarie der Soldaten und der Krebszelle der Wahrheit entsprechen, müsste man die Frage stellen, warum immer noch und immer mehr Menschen an Krebs erkranken und sterben (Mukherjee

2012:12). Summa summarum verharmlost die Substantivmetapher das Ausmaß der Krankheit signifikant.

Der Artikel böte noch weitere Metaphern, die untersucht werden könnten wie etwa „anzugreifen“. Die Analyse von „anzugreifen“ wäre jedoch ähnlich der von zu „bekämpfen“ und soll deshalb nicht behandelt werden. Auch wäre infrage zu stellen, ob es denn tatsächlich „Methoden im Kampf gegen den Krebs“ gibt, ob „Methode“ hier nicht so metaphorisch verstanden werden kann wie „Strategie“, meint „Methode“ doch ein regelhaftes Verfahren und befindet die Behandlung von und Forschung zu Tumoren doch noch relativ weit am Anfang (cf. Bleif 2015:10).

Unter dem Titel „Aus dem Leben gerissen“ veröffentlichte Oliver Linsenmaier am 27.07.2018 in der Schwäbischen Zeitung einen Artikel, der vom Tod eines Fußballers und Familienvaters handelt, der im Alter von 52 Jahren an Krebs starb. Darin heißt es:

(12) *„[...]Die ersten Tage sei ihr Mann noch voller Hoffnung gewesen. Doch irgendwann weicht der Optimismus dem Realismus. ‚Ich weiß, wann ich ein Spiel verloren habe‘, sagt der leidenschaftliche Fußballer zu seiner Frau.[...]“*

<b>Metapher:</b>	Spiel
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert
<b>Konzeptkombination:</b>	DAS VERLORENE SPIEL ALS MISSLUNGENE KREBSTHERAPIE
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; weckt Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit
<b>Implikaturpotential:</b>	Für den Sieg muss das Spiel gespielt werden
<b>Persuasionspotential:</b>	Aufmerksames Lesen, ob potentieller Einfachheit den Krebs zu heilen
<b>Inferenzpotential:</b>	Die Chance, dass PatientInnen von Krebs geheilt werden, kann (je nach Auslegung) ein Glücksspiel sein oder bei Regelmäßigkeit vom eigenen Geschick abhängen.

In dem obenstehenden Zitat wird die Anstrengung, den Krebs zu besiegen, vom Krebspatienten selbst als verlorenes Spiel bezeichnet. Ein Spiel in seinem ursprünglichen Verständnis funktioniert normalerweise nach vorher definierten Regeln, an die sich die SpielerInnen halten müssen, um zu gewinnen. Wer sich an die Regeln hält, taktisch und klug denkt, gewinnt das Spiel. Im auf den Krebs übertragenen Sinne: Wer den (weitgehend unbekannt) Regeln Folge leistet, wer taktisch und klug agiert, besiegt den Krebs.

Die andere Seite der Spiel-Metapher zeigt jedoch, dass Sieg oder Niederlage, hält man sich auch noch so gut an dessen Regeln, ebenso vom Zufall abhängen können.

Einerseits wird der Kampf gegen den Krebs also als etwas vorgestellt, gegen das man mit ausreichend Taktik ankommen kann. Andererseits inszeniert sich die Spiel-Metapher auch als reines Glücksspiel, unabhängig davon, ob man nach den Regeln spielt oder nicht. In anderen Worten: Ein Konzeptbereich der Spiel-Metapher manifestiert sich im Hinblick auf den Kampf gegen den Krebs als falsche Annahme und ist damit derealisierend, der andere Konzeptbereich zeigt die Krebsbehandlung als das, was sie (noch) zu großen Teilen ist: Reine Glückssache. Die zwei Konzeptbereiche können dabei nicht ohne Weiteres auf ihre Vordergründigkeit hin untersucht werden, da vermutlich jeder mit „Spiel“ etwas anderes verbindet – regelhaftes Spielen, das Geschick erfordert, oder aber ein Glücksspiel. Deshalb kann auch kein abschließendes Urteil darüber gefällt werden, wie sich eine solche Metapher auf den überwiegenden Teil der LeserInnen auszuwirken vermag.

Die letzte Metapher, die in dieser Arbeit analysiert werden soll, stammt aus einem Artikel mit dem Namen: „(Krebs-)Krankheit als Botschaft“ und wurde von Kerstin Chavant auf der Webseite des Deutschen Naturheilbundes eV veröffentlicht. Es ist nur bekannt, dass der Beitrag im Jahr 2018 veröffentlicht wurde; ein genaueres Datum ist nicht angegeben. In ihrem Artikel schreibt sie schlussfolgernd:

- (13) *„[...]Krebszellen sind so gefährlich, weil sie nicht der Apoptose, dem natürlichen Programm der Selbsterstörung, das jeder Zelle innewohnt, folgen. Sie sind damit in gewisser Weise unsterblich. Sie wollen leben, so lange wie möglich, auch wenn sie dabei letztlich ihren Gastgeber zerstören. Können wir uns vorstellen, dass Krebs also im Grunde genommen gar kein Todesschrei ist, sondern ein Ruf des Körpers nach mehr Leben? Ein Versuch, unserem Leben eine neue Orientierung, einen neuen Sinn zu geben? Eine Aufforderung, authentischer zu leben, ehrlicher, näher bei uns? Eine Einladung, uns zu nehmen wie wir sind, mit unseren Schwächen, Empfindlichkeiten und Grenzen? Eine Ermutigung, nicht anders sein zu wollen, sondern so, wie wir sind, nicht uns ändern zu wollen, sondern allein unsere Haltung zu den Dingen?*

*Das können wir jetzt tun. Sofort. Ob krank oder gesund. Wir können jetzt beschließen, die Dinge so anzunehmen, wie sie sind, selbst dann, wenn sie Tumor heißen. Wir können sie uns ansehen, ohne uns zu verstecken oder darin zu versenken. Nehmen wir sie einfach wahr als das, was sie sind: Botschaften. Schließlich ist alles in unserem*

*Universum im Grunde Information. Schicken wir mit unserem Blick Licht in die Dinge und machen uns diese bewusst. Alles Dunkle muss letztendlich dem Licht weichen. Es ist so, als öffneten wir eine Tür: Nicht das Dunkel kommt heraus, sondern das Licht fällt hinein und zeigt uns eine neue Richtung.“*

<b>Metapher:</b>	Botschaft
<b>Grammatische Realisierungsart:</b>	Substantivmetapher
<b>Innovativitätsgrad:</b>	konventionalisiert
<b>Konzeptkombination:</b>	KREBS ALS BOTSCHAFT
<b>Emotionspotential:</b>	hoch; weckt je nach Ansicht Akzeptanz oder Wut
<b>Implikaturpotential:</b>	Krebserkrankung soll akzeptiert werden
<b>Persuasionspotial:</b>	Unterschiedlich: Aufhorchen, neugierig oder angewidert sein; der Tumor ist aus einem bestimmten Grund entstanden
<b>Inferenzpotential:</b>	Die Krankheit Krebs ist eine Nachricht/ein Hinweis auf etwas

Chavant fordert die LeserInnen dazu auf, Tumore als Botschaften wahr- und anzunehmen. Sie benutzt damit eine konventionalisierte Substantivmetapher mit einem hohen Emotionspotential, denn eine Botschaft (ohne Gegenwehr) anzunehmen, vermag innere Gelassenheit zu schenken.

Sie vermag aber auch, diese Gelassenheit bis in die Gleichgültigkeit hineinzusteigern. Dass sich die PatientInnen gleichgültig verhalten, sich gehen lassen und keine medizinischen Maßnahmen ergreifen könnten, ist jedoch nur eine kleine Gefahr verglichen mit einem anderen Konzeptbereich, der in der Metapher „Botschaft“ außerdem transportiert wird: Krebs als Botschaft stilisiert, unterstellt der Krankheit eine Absicht und die kann, angesichts der Tatsache, dass es sich um eine oft tödliche Krankheit handelt, keine gute sein. Da eine Botschaft ihrem Wesen nach personenbezogen ist, erlaubt die Metapher die Interpretation, dass die Krebserkrankung eine Strafe ist. Für was, bleibt offen. Da es sich jedoch, um bei der Metapher zu bleiben, um eine sehr individuelle, um nicht zu sagen persönliche Botschaft handelt – schließlich ist wie bei jeder Erkrankung der eigene Körper betroffen –, könnten KrebspatientInnen dazu neigen, den Grund für die Strafe / die Botschaft in ihrer eigenen Persönlichkeit zu suchen. In anderen Worten impliziert das Konzeptualisierungsmuster KREBS ALS BOTSCHAFT den Inhalt, dass die Persönlichkeitsstruktur der KrebspatientInnen verantwortlich für die Erkrankung ist. Dass Krebs an bestimmte Charaktertypen gebunden ist, entspricht jedoch einem alten Aberglauben (Sontag 1986:47)

und nicht fortschrittlichem medizinischen Denken. Die Substantivmetapher „Botschaft“ für Krebs hat deshalb einen De-Realisierungseffekt.

### **3. Schluss**

Dass über Krebs metaphorisch gesprochen wird, war bereits vor dem Beginn der Forschungen darüber, welche Sprache der Krankheit im gesellschaftlichen Diskurs beikommt, absehbar, sei es aus den täglichen Medienberichterstattungen oder aus der Lexikalität des Begriffes heraus. Das Oxford English Dictionary, welches drei Definitionen von „cancer“ anbietet, versteht Krebs unter anderem als: „Something evil or destructive that is hard to contain or destroy“ (Oxford Dictionaries 2008:136) und fordert damit ein Sprechen über Krebs mit Hilfe von Kriegsmetaphorik geradezu heraus, wenngleich selbstredend festgehalten werden muss, dass eine Metapher vielerlei gesellschaftliche wie physische Quellen haben kann (Lakoff/Johnson 1980:18). Außerdem ist zu bemerken, dass Krebs selbst auch selbst für andere Phänomene metaphorisch genutzt wird. Bei aller Kritik an der Metaphorisierung von Krebs muss aber auch gesagt werden, dass selbst KrebspatientInnen sich unterbewusst, manchmal aber womöglich auch vollends bewusst, dieser Metaphorik bedienen, wie ein Krebszentrum in Texas mit der ins Leben gerufenen „Gallery of cancer stories“ eindrucksvoll unter Beweis stellt. Das zeigt, dass Betroffene selbst unter Umständen kein Problem darin sehen, ausdrucksstarke Metaphern, wie hier vorgestellt, im Kontext von Krebs zu verwenden.

Insgesamt mag es nicht verwundern, dass dem „Bösen“ ein großes Aufgebot entgegengestellt wird; vermutlich ist die Kriegsmetaphorik ein Resultat aus der Idee, dass eine andere Sprache einer praktischen Auseinandersetzung mit der Krankheit nicht gerecht werden könnte – und in der Tat scheint sich diese Vermutung zu bewahrheiten: Als die US-Amerikaner 1971 den „war on cancer“ konstituierten und Millionen Dollar in die Krebsforschung gesteckt wurden, machte die Medizin große Fortschritte (cf. Casamayou 2001:4). Seither sind die Medien scheinbar voll von neuen Errungenschaften der Krebsforschung und dennoch wirken sich die angepriesenen neuen Erkenntnisse nicht auf die Sprache der Gesellschaft aus. Heute ist allgemein bekannt, dass Krebsheilung keine Sache des Willens ist und doch wird diese Annahme durch die Verwendung von (Kriegs-)Metaphern wie „Feind“, „bekämpfen“ und „Waffen“ aufrecht erhalten. In dieser Metaphernanalyse am stärksten Anstoß finden, darf die Konzeptkombination KREBS ALS BOTSCHAFT, weil sie die Ursachen für Krebs in der

Persönlichkeitsstruktur der Betroffenen auszumachen versucht und damit medizinisches Denken längst vergangener Jahre bedient.

Die Art, wie über Krebs gesprochen wird, beeinflusst, wie wir ihn erleben. Ein bellizistisches Vokabular, wie der Krebs als „Feind“, gegen den wir einen „Krieg“ führen und den wir mit „Waffen bekämpfen“ müssen transportiert die Nachricht: Wer sich ausreichend bemüht, überlebt. Es zeigt gleichermaßen: Wer nicht überlebt, hat sich nicht ausreichend angestrengt, war wohl „krebsanfällig“ (Vgl. „Botschaft“), nicht umsichtig (Vgl. „einbrechen“, „rauben“, „anschleichen“, „wuchern“) oder charakterstark genug (Vgl. „war“, „König“, „Feind“, „bekämpfen“, „beschießen“, „fortschreiten“, „Strategie“, „Waffen“). Die Metaphernanalyse hat auch herausgestellt, dass Krebs durch Sprache banalisiert werden kann (Vgl. „austricksen“, „jagen“, „Legion“, „Spiel“) und das bestimmte Konzeptbereiche von Metaphern sogar die Interpretation zulassen, dass KrebspatientInnen die Krankheit durch ihren eigenen exzesshaften Lebensstil provoziert hätten (Vgl. „Sterben auf Raten“, z. T. auch „einbrechen“, „rauben“). Wieder andere Metaphern vermögen es, falsche Heilungsmethoden nahelegen (Vgl. „Invasion“) oder KrebspatientInnen die Hoffnung auf Heilung zu nehmen (Vgl. „Heilige Gral“). Krebs zu bagatellisieren, die Ursache bei den Betroffenen selbst zu suchen und sie gleichzeitig zum „Kampf gegen den Krebs“ aufzufordern kommt einem moralischen Urteil über jene gleich, die diesen Kampf nicht gewinnen werden, weil sie ihn nicht gewinnen können. Ebenso steht außer Frage, dass diese Interpretationen, die die Metaphern, wie gezeigt, erlauben, nicht nur die KrebspatientInnen selbst in ein schlechtes Licht rücken, auch die Hinterbliebenen, die einen geliebten Menschen durch den Krebs verloren, müssen sich Tag für Tag dem illusorischen, derealisierenden und martialischen Vokabular aussetzen. Ihnen wird in manchen Fällen sogar, um das in aller Deutlichkeit zu sagen, suggeriert, dass der Verstorbene zu (charakter-)schwach gewesen, der Krebs aber gleichzeitig nur eine Lappalie (Vgl. „Legion“ für OnkologInnen) gewesen sei. Dass ein anderes Vokabular beim Sprechen über Krebs notwendig ist oder dass Krebs zumindest nicht mit Metaphern überfrachtet werden sollte, hat die Metaphernanalyse bereits ausschnitthaft gezeigt. Die Verwendung von Kriegsmetaphern im Kontext Krebs birgt jedoch noch weitere Gefahren als die moralischer Verurteilungen der Betroffenen - Metaphern können zugleich Präventionsmaßnahmen infrage stellen.

Wie eingehend dargelegt prägen die Kriegsmetaphern ein Bild, das einem Schlachtfeld gleichkommt: Soldaten, die mit ihren Waffen in den Krieg ziehen, die den Feind mit allen Mitteln zu bekämpfen versuchen. In anderen Worten: Es wird ein bestimmtes Portrait von Männlichkeit konzipiert. Präventionsmaßnahmen gegen Krebs, wie etwa der Verzicht auf

Alkohol oder Tabak, gelten jedoch in großen Bevölkerungsteilen nach wie vor nicht als männlich (cf. Tilmann 1992:32, cf. Baader/Bilstein/Tholen 2012:133). Auf Alkohol und Zigaretten, die mit als Krebsverursacher fungieren (cf. Knasmüller 2014:97) zu verzichten, entspricht nicht der vielseitig gesellschaftsgeprägten Vorstellung eines starken Kriegers; diese Maßnahmen laufen also Gefahr, ignoriert zu werden. Das Wissen um krebsvorbeugende Maßnahmen ist nichtsdestotrotz bekannt, wird aber – wie die immer noch hohen Raucherzahlen und Umsätze für Alkohol des Statistischen Bundesamtes zeigen – weitgehend abgetan. Unter der Prämisse, dass Thibodeau und Boroditsky gezeigt haben, dass verschiedene Metaphern zu verschiedenen Problemlösungsideen führen können (Thibodeau/Boroditsky 2011), wäre es spannend zu erfahren, ob oder inwiefern sich die Einstellung zu Präventionsmaßnahmen gegen Krebs verändern würde, bediente man sich nicht fortwährend einer Kriegsmetaphorik.

Abgesehen von den Auswirkungen auf die KrebspatientInnen, deren Angehörige sowie der MedizinerInnen, hat die Metaphorik im Kontext Krebs aber auch weitreichende gesellschaftliche Folgen. Krankheit wird, wie bereits eingangs dargestellt, als etwas angenommen, das heilbar ist und über das man Bescheid weiß. Die hier aufgeführten Metaphern zeugen jedoch von Sorgen und Ängsten vor etwas, das weitgehend unbekannt ist. Sie erzeugen also auch eine allgemeine Besorgnis und zeigen gesellschaftliche Missstände an – Missstände, die alle etwas angehen.

### **Kritische Würdigung der Metaphernanalyse**

Eine Schwäche der Metaphernanalyse ergibt sich auf den ersten Blick aus ihrer interpretatorisch-dogmatischen Schuldzuweisung: Die Metaphern würden zeigen, dass die PatientInnen selbst an ihrer Krankheit schuld seien. Hier muss eingeräumt werden, dass die Auslegung obenstehender Metaphern gelegentlich appellorientiert gefärbt war, wenngleich sie dem Zweck des Aufzeigens potentieller Gefahren von Metaphern diene und damit gerechtfertigt ist. Soll heißen: Wer gegen Krebs in den Krieg zieht, der tut das für gewöhnlich nicht allein. An einem Krieg sind immer mehrere Personen unterschiedlicher Hierarchien beteiligt und so kämpfen KrebspatientInnen, Angehörige, ÄrztInnen und KrebsforscherInnen gleichsam Seite an Seite – nicht der einzelne Krebspatient allein. Doch auch wenn man die „Schuld“ am Krebs, wie sie verschiedene Metaphern hier mit ihren versteckten Konzeptaspekten den Patienten auferlegt haben, den MedizinerInnen oder KrebsforscherInnen zuweist, sind die oben aufgezählten moralischen Schwierigkeiten der



Metaphern nicht aus der Welt, sondern lediglich auf andere Personen verlagert, was zeigt, dass eine weniger einseitige Auslegung der Metaphern an ihrem illusorischen bis derealisierenden Potential nichts ändern würde.

Ferner ließe sich die dargelegte Wirkung von Metaphern anzweifeln. Die Metaphernanalyse hat zwar gezeigt, welche Metaphern welche Konzeptaspekte verdunkeln, kann sich aber nicht anmaßen, darüber zu urteilen, welche Emotionen, welche persuasive Inferenz und damit welche Implikaturen vordergründig transportiert werden. Ist in dieser Arbeit also die Rede von Konzeptaspekten, die vordergründig oder die versteckt sind, so handelt es sich dabei um Annahmen und nicht um ein festgeschriebenes Dogma – was sich durch die Beschreibungsparameter, die lediglich Potentiale ausweisen, von selbst erklärt. Würde man handfeste Beweise für diese Annahmen in Anspruch nehmen wollen, müsste man wohl eine große Anzahl von Menschen dazu befragen und die Ergebnisse statistisch auswerten. Für das Anliegen dieser Arbeit spielt es jedoch nur eine untergeordnete Rolle, welche Konzeptaspekte der vorgestellten Metaphern vordergründig sind und welche sich aufwändiger inferieren lassen, denn alle sind insgesamt wenig hilfreich, um mit Krebs realistisch umzugehen. Hilfreich wäre hingegen, beide Parteien, den Krebs und die KrebspatientInnen als das zu zeigen, was sie sind: Krankheit und Betroffene.

### **Appell und Ausblick**

Die Krebsforschung hat sich in den vergangenen Jahrzehnten weiterentwickelt, die Art, wie wir über den Krebs reden, jedoch nicht. Die Sprache der Gesellschaft über Krebs ähnelt noch immer der von vor Jahrzehnten, die geprägt war von der Vorstellung, dass Krebs an bestimmte Charaktertypen gebunden und die Heilungschancen eine Sache der Resilienz seien. Diese Metaphernanalyse verschreibt sich der Anschauung, dass sich das Vokabular über Krebs ebenso weiterentwickeln muss, wie sich auch die Medizin und die Kriegsführung weiterentwickelt. Gleichzeitig darf ein neues Vokabular die Krankheit natürlich auch nicht verharmlosen – mit einer Verniedlichung von „Tumor“ zu „Knubbel“, den man nicht „bekämpfen“, sondern gegen den man „spielen“ muss, wäre ebenfalls niemandem geholfen. Stattdessen sollten die Dinge vielmehr beim Namen genannt werden: Der Tod ist kein „Einbrecher“, sondern etwas Unbekanntes; die Krebstherapie ist kein „Krieg“, sondern eben nur eine Therapie; der Krebs ist kein „König“, sondern eine kaum berechenbare, oft mit starken Schmerzen verbundene Krankheit; Krebszellen sind nicht „invasorisch“, sie verbreiten sich im Körper; Tumorzellen wuchern nicht, sie bilden Metastasen und der Krebs

muss nicht bekämpft, sondern geheilt werden. Metaphern können noch so großes Potential haben, Hoffnung, Mut und Kraft zu schenken, sie können diese Gefühle durch ihre versteckten Konzeptbereiche gleichermaßen ins Gegenteil verkehren und stellen damit eine Gefahr für das gesellschaftliche Denken, Sprechen und Handeln über bzw. in Bezug auf Krebs dar. Es ist möglich, dass eine weniger martialische Sprache dazu führen könnte, dass KrebspatientInnen sich mit ihren Ängsten eher ihrer Familie, ihren Freunden oder sogar der Öffentlichkeit anvertrauen; dass insgesamt mehr über das Sterben als Prozess gesprochen und der Krebs sowie der Tod nicht weiterhin als Mysterien angesehen werden, sondern als das, was sie sind: Weitgehend unerforschtes Terrain. Es ist möglich, dass durch eine neutrale Sprache über Krebs die Betroffenen von ihrem Weg in die Isolation abkommen und das Allein-Sterben ein Ende hat.

## Literaturangaben

### Quellen:

Artikel 1: Trauerarbeit: Der Tod der anderen

<https://www.zeit.de/zeit-wissen/2011/06/Psychologie-Trauer> (Zugriff am 15.07.2018)

Artikel 2: The 40-year war on cancer

<https://edition.cnn.com/2011/12/23/health/forty-year-war/index.html> (Zugriff am 12.07.2018)

Artikel 3: Krebs – 5000 Jahre Krieg gegen den Feind in uns

<https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article108265130/Krebs-5000-Jahre-Krieg-gegen-den-Feind-in-uns.html> (Zugriff am 14.07.2018)

Artikel 4: Unerwünschte Invasion im Gehirn

<https://www.tagesspiegel.de/wissen/chirurgenkongress-in-berlin-unerwuenschte-invasion-ins-gehirn/13527546.html> (Zugriff am 29.07.2018)

Artikel 5: Krebsforscher entdecken gefährliche Schläferzellen

[https://www.t-online.de/gesundheit/krankheiten-symptome/krebs/id\\_80166292/krebsforscher-entdecken-gefaehrliche-schlaeferzellen-.html](https://www.t-online.de/gesundheit/krankheiten-symptome/krebs/id_80166292/krebsforscher-entdecken-gefaehrliche-schlaeferzellen-.html) (Zugriff am 29.07.2018)

Artikel 6: Tumorpatient heilt sich mit Anti-Krebs-Diät

[https://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/krebs/therapie/ernaehrung-gegen-den-krebs-mehr-fett-weniger-zucker-die-anti-krebs-diaet-staerkt-patienten-und-hungert-tumore-aus\\_id\\_7351909.html](https://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/krebs/therapie/ernaehrung-gegen-den-krebs-mehr-fett-weniger-zucker-die-anti-krebs-diaet-staerkt-patienten-und-hungert-tumore-aus_id_7351909.html) (Zugriff am 27.07.2018)

Artikel 7: Wenn es ans Sterben geht, werde ich da sein

<https://www.zeit.de/arbeit/2018-01/pflege-eltern-karriere-unterstuetzung-job> (Zugriff am 01.07.2018)

Artikel 8: Revolution in der Bestrahlungstechnik

[https://rp-online.de/nrw/staedte/krefeld/revolution-in-der-bestrahlungstechnik\\_aid-18603135](https://rp-online.de/nrw/staedte/krefeld/revolution-in-der-bestrahlungstechnik_aid-18603135) (Zugriff am 23.07.2018)

Artikel 9: Bluttest erkennt 10 Tumorarten im Frühstadium

[https://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/krebs/diagnose/bluttest-erkennt-10-krebsarten-forscher-begeistert-wir-haben-hier-vielleicht-den-heiligen-gral-der-krebsdiagnose\\_id\\_9022932.html](https://www.focus.de/gesundheit/ratgeber/krebs/diagnose/bluttest-erkennt-10-krebsarten-forscher-begeistert-wir-haben-hier-vielleicht-den-heiligen-gral-der-krebsdiagnose_id_9022932.html) (Zugriff am 23.07.2018)

Artikel 10: Herzerreißend: Die vierjährige Addy stirbt, ihr Bruder lässt sie dabei nicht allein

<https://www.stern.de/nido/familienleben/kampf-gegen-krebs--die-vierjaehrige-addy-stirbt--ihr-bruder-laesst-sie-dabei-nicht-allein-8127450.html> (Zugriff am 27.07.2018)

Artikel 11: Krieg der Moleküle

[https://rp-online.de/nrw/staedte/krefeld/kampf-dem-krebs-auf-molekularebene\\_aid-24040883](https://rp-online.de/nrw/staedte/krefeld/kampf-dem-krebs-auf-molekularebene_aid-24040883)  
(Zugriff am 25.07.2018)

Artikel 12: Aus dem Leben gerissen

[https://www.schwaebische.de/landkreis/landkreis-ravensburg/weingarten\\_artikel,-aus-dem-leben-gerissen-\\_arid,10909068.html](https://www.schwaebische.de/landkreis/landkreis-ravensburg/weingarten_artikel,-aus-dem-leben-gerissen-_arid,10909068.html) (Zugriff am 30.07.2018)

Artikel 13: (Krebs-)Krankheit als Botschaft

<https://www.naturarzt-access.de/krebs-krankheit-als-botschaft/> (Zugriff am 30.07.2018)

### **Sekundärliteratur:**

Berghoff, Anna, et. al. (2017): Invasion pattern in brain metastases of solid cancers. In: *Oxford Textbook of Neuro-Oncology*. Volume 15. Oxford: 213-222.

Bieler, Andrea (2017): *Verletzliches Leben. Horizonte einer Theologie der Seelensorge*. Göttingen.

Bleif, Martin (2015): *Krebs. Die unsterbliche Krankheit*. Stuttgart.

Casamayou, Maureen Hogan (2001): *The Politics Of Breast Cancer*. Washington.

Dinges, Martin (2012): Rauchen: gesundheitsgefährdend – und typisch „männlich“? Zum historischen Wandel geschlechterspezifischer Zuschreibungen. In: Baader, Meike Sophia, et. al. (Hrsg.): *Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeit im Fokus der Gender-Studies*. Wiesbaden: 129-146.

Fix, Ulla (2014): Denkstile, Metaphern und wissenschaftliches Schreiben. In: Specht, Benjamin (Hrsg.): *Epoche und Metapher*. Berlin/Boston: 42-58.

Hildebrand, Friedrich (1873): *Die Verbreitungsmittel der Pflanzen*. Leipzig.

Hinrichs, Hermann Friedrich Wilhelm (1852): *Die Könige. Entwicklungsgeschichte des Königtums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart*. Leipzig.

Imhof, Arthur (1994): Brauchen wir eine neue ars moriendi? In: Bundesministerium für Familie und Senioren (Hrsg.): *Sterben und Sterbebegleitung. Ein interdisziplinäres Gespräch*. Stuttgart/Berlin/Köln: 10-23.

Klaschik, Eberhardt (1994): Orte des Sterbens heute. In: Bundesministerium für Familie und Senioren (Hrsg.): *Sterben und Sterbebegleitung. Ein interdisziplinäres Gespräch*. Stuttgart/Berlin/Köln: 39-41.

- Knasmüller, Siegfried (2014): *Krebs und Ernährung. Risiken und Prävention – wissenschaftliche Grundlagen und Ernährungsempfehlungen*. Stuttgart.
- Lang, Ludwig (1862): *Die Sage vom Heiligen Gral*. München.
- Mukherjee, Siddhartha (2012): *Der König aller Krankheiten. Krebs – eine Biografie*. Köln.
- Rönsch, Hannelore (1994): Begrüßungsansprache: Den Umgang mit Tod und Sterben wieder neu lernen. In: Bundesministerium für Familie und Senioren (Hrsg.): *Sterben und Sterbebegleitung. Ein interdisziplinäres Gespräch*. Stuttgart/Berlin/Köln: 3-7.
- Schwarz-Friesel, Monika (2014): „Hydra, Krake, Krebsgeschwür, Sumpf, Killer-GmbH, Franchise-Unternehmen und Nebelwolke“ – Perspektivierung und Evaluierung von islamistischem Terrorismus durch Metaphern im deutschen Pressediskurs nach 9/11. In: Schwarz-Friesel, Monika, Kromminga, Jan-Henning (Hrsg.): *Metaphern der Gewalt*. Tübingen: 51-74.
- Skirl, Helge (2009): *Emergenz als Phänomen der Semantik am Beispiel des Metaphernverstehens. Emergente konzeptuelle Merkmale an der Schnittstelle von Semantik und Pragmatik*. Tübingen.
- Skirl, Helge, Schwarz-Friesel, Monika (2013): *Metapher*. Heidelberg.
- Sontag, Susan (1987): *Krankheit als Metapher*. Frankfurt am Main.
- Stamatiadis-Smidt, Hilke, et. al. (2006): *Thema Krebs*. Heidelberg.
- Thibodeau, Paul, Boroditsky, Lera (2011): Metaphors We Think With: The Role of Metaphor in Reasoning. In: *PLoS One*. Stanford/California: 1-11.
- Tilmann, Klaus-Jürgen (1992): *Jugend weiblich - Jugend männlich. Sozialisation, Geschlecht, Identität*. Opladen.
- Vogler, Mike (2015): *Hitler, Himmler und der Heilige Gral*. Dresden.
- Wedlich, Susanne (2006): *Der Krebs und seine Schläferzellen*. München.

### **Internetverweise:**

<https://www.krebsinformationsdienst.de/grundlagen/krebsstatistiken.php#inhalt9> (Zugriff am 01.08.2018)

<https://www.stern.de/politik/ausland/-schlaefer--tickende-zeitbomben-3901026.html> (Zugriff am 29.07.2018)

<https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.medizin-auf-der-jagd-nach-krebszellen.0eec0b79-50f8-47eb-93d2-d716ed49e2fd.html> (Zugriff am 28.07.2018)

<http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/getarntes-virus-aids-erreger-jagt-krebszellen-a-341730.html> (Zugriff am 30.07.2018)

<https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/FinanzenSteuern/Steuern/Verbrauchsteuer/AbsatzTabakVj2140911183224.html> (Zugriff am 01.08.2018)

<https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/FinanzenSteuern/Steuern/Verbrauchsteuer/AbsatzBier2140921181064.html> (Zugriff am 01.08.2018)

<http://makingcancerhistory.com/home/gallery.html> (Zugriff am 30.07.2018)

<https://www.medicaldevice-network.com/news/us-researchers-unveil-holy-grail-blood-test-cancer/> (Zugriff am 29.11.2018)

### **Nachschlagewerke:**

Falbe, Jürgen, Regitz, Manfred (1997): *Rompp Lexikon Chemie*. 10. Auflage. Stuttgart/New York: 1949.

Soanes, Catherine, Hawker, Sara (2008): *Compact Oxford English Dictionary of Current English*. Oxford: 136.

<https://www.duden.de/>